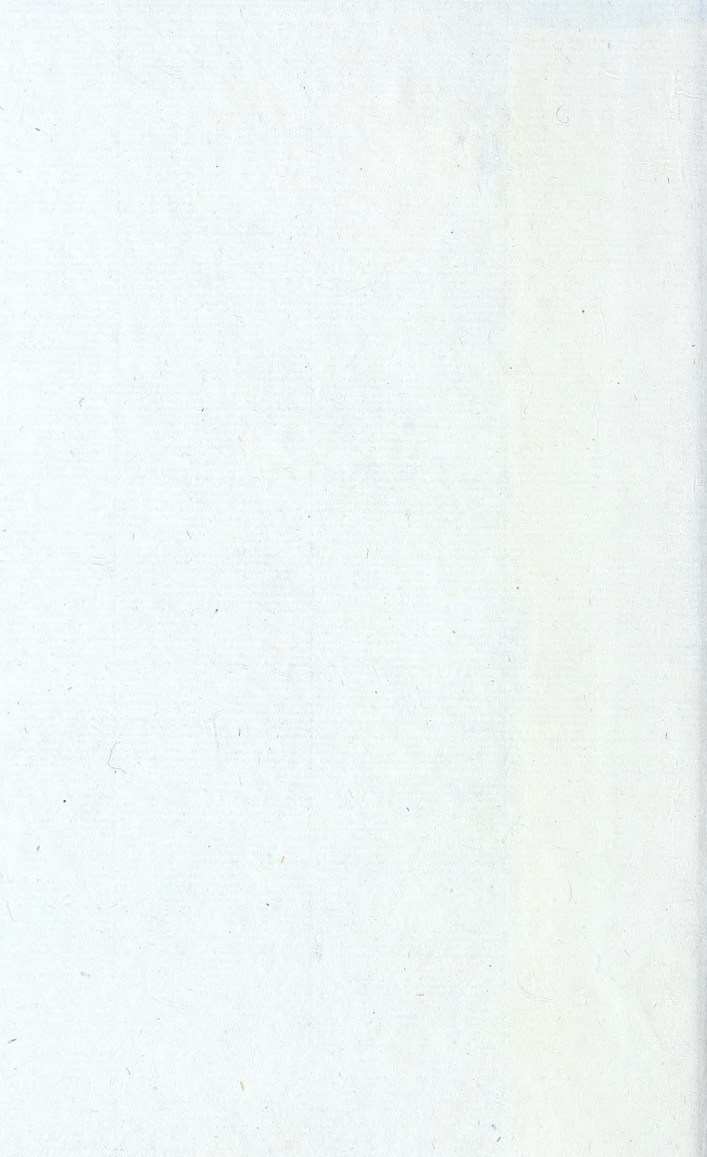
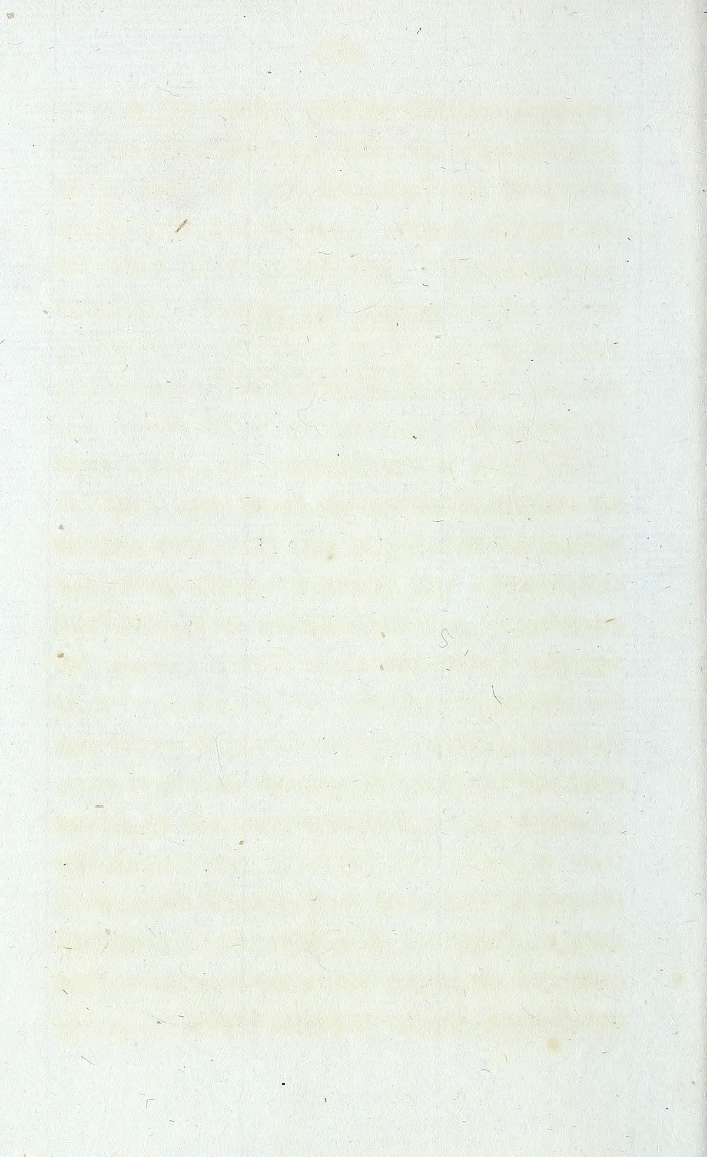






Drittes Kapitel.

Die Märtyrer von Gorkum.

Die Reise, welche der Pater Guardian bereits am nächsten Tage wirklich antrat, war keine freiwillige wie jene, die er kurz zuvor nach Ostende unternommen hatte. Diesmal hatten seine Vorgesetzten die Initiative ergriffen; es war ein Brief von dem Ordensgeneral in Rom angelangt, der den Guardian antrieb, das Kloster wieder zu verlassen, ohne in der Ausführung seiner Mission einen Schritt vorwärts gemacht zu haben.

Der Brief des Ordensgenerals, der den Guardian nöthigte, das schwierige Experiment, die entarteten Bewohner von Freisassenberg durch strenge Zucht auf den Pfad einer geregelten, gottgefälligen Lebensweise zurückzuführen, auf unbestimmte Zeit zu vertagen, lautete:

Euer Ehrwürden, geliebter Bruder in Christo!

Als wir Euch nach Freisassenberg, dessen Zustände uns als sehr trübselige und bedauernswerthe geschildert wurden, entsandten, glaubten wir Euch dort unentbehrlich. Wir sind zwar auch jetzt noch nicht von diesem Glauben zurückgekommen, wohl aber sind Verhältnisse eingetreten, welche es uns nahelegen, uns Eurer getreuen und einsichtsvollen Mitwirkung nach einer anderen Seite hin zu versichern.

Wir hegen Vertrauen zu der unerschöpflichen Langmuth Gottes, und sind der Ueberzeugung, daß er das Kloster Freisassenberg nicht mit Pech und Schwefel heimsuchen wird, selbst wenn die Verderbniß daselbst noch eine Weile anhalten sollte. Wir wollen Freisassenberg auch nur auf eine kurze Zeit aus dem Auge verlieren, um ein anderes ungleich wichtigeres gottgefälliges Werk mit allem Aufgebot unserer schwachen Kräfte zu fördern.

Es wird Euch bekannt sein, lieber Bruder in Christo, daß unser Orden vor einigen Jahrzehenden in Belgien durch die schändliche Pflichtvergessenheit eines Ordensbruders zu einem höchst

empfindlichen Schaden kam. Wir haben uns von dem Schlage, der uns damals so unerwartet traf, noch lange nicht erholt. Die Summe, die uns damals verloren ging, war eine so enorme, daß wir sie noch heute auf hundert Seiten vermissen und uns durch den Verlust derselben vielfach beengt fühlen.

Wir haben die Dotationen mancher Klöster schmälern, Werke, die wir zur Ehre Gottes gern unternommen hätten, aufgeben und unausgeführt lassen müssen, weil es uns an Mitteln fehlte, und was uns seither an frommen Schenkungen, Vermächtnissen, Legaten und Stiftungen zufloß, war nicht im Stande, den Schaden, den uns der treulose Bruder Bultink in Brüssel zufügte, auszugleichen.

Seit mich die Wahl und das Vertrauen meiner Brüder zu der verantwortlichen Stellung erhoben hat, der ich zur Ehre Gottes und zum Besten unseres herrlichen Ordens nach Kräften gerecht zu werden suche, habe ich mich unermüdlich bestrebt, Quellen aufzufinden, um den Orden für die Einbuße zu entschädigen, die er in Belgien erlitten hat. Ich nahm jede Gelegenheit

wahr, dem Orden materielle Vortheile zuzuführen, und blieb auch öfter der Erfolg weit hinter den gehegten Erwartungen zurück, so konnte ich mir doch nie den Vorwurf machen, etwas verabsäumt zu haben, was uns vorwärts bringen konnte.

Manchmal scheiterten meine Pläne nur an der Unfähigkeit oder Indolenz der Werkzeuge, die ich im besten Vertrauen auf ihre Intelligenz und ihren Eifer auserwählt hatte.

Indem ich mich an Euch, geliebter Bruder in Christo, wende, bin ich fest überzeugt, daß ich bei Euch wenigstens mich nicht der Gefahr aussetze, wieder einen Fehlgriff zu thun. Ihr habt Euch bei so vielen Anlässen als eines der fähigsten und eifervollsten Mitglieder unseres Ordens erprobt, und ich hege ein so unbedingtes Vertrauen zu Euch, daß ich nicht zögern würde, die schwierigste und heikelste Mission in Eure Hände zu legen.

An Euch richte ich daher auch jetzt mein Wort, wo sich wieder eine Gelegenheit zeigt, das Vermögen des Ordens zu vergrößern. Wenn das gelingt, worauf ich in diesem Augenblicke

alle meine Gedanken, mein ganzes Sinnen und Trachten richte, so hat der Orden mit einem Schlage das wiedergewonnen, was er vor Jahren in Belgien verlor.

Ihr wißt, geliebter Bruder in Christo, daß in Rom seit langer Zeit der Proceß schwebt, der darauf hinausgeht, die Märtyrer von Gorkum selig zu sprechen. Ebenso wird es Euch bekannt sein, daß diese Märtyrer von Gorkum tapfere spanische Soldaten des Herzogs Alba waren, welche der Protestant von Oranien bei der Einnahme von Gorkum in Holland über die Klinge springen ließ.

Wir haben auf Grundlage unanfechtbarer Urkunden sicher gestellt, daß sich bei dieser Abtheilung der Armee Albas ein spanischer Offizier befand, der mütterlicherseits mit einem deutschen Adelshause verwandt war. Das betreffende deutsche Haus waren die Herren von Feuchtwangen, und von diesem Geschlechte der Feuchtwangen stammt die Freifrau Eusebia von Feuchtwangen ab, welche namhafte Besitzungen hat und in Wiesbaden lebt.

Wenn die Baronin von Feuchtwangen heute

ohne Testament stirbt, so fallen ihre Güter ihrem Neffen, dem Baron Anatol von Feuchtwangen zu, der kürzlich die Herrschaft Gellenschwangen in Böhmen verkauft, sich verheirathet und mit seiner Gemahlin das Land Böhmen verlassen hat, wahrscheinlich um sich in der Nähe seiner Tante, die er zu beerben hofft, ansässig zu machen.

Vor ganz kurzer Zeit wäre mit dieser Tante noch nichts anzufangen gewesen, da sie sich der Kirche gegenüber ganz gleichgiltig verhielt. Gegenwärtig scheint aber das Licht und die Erkenntniß über sie gekommen zu sein. Räthselhafte, unaufgeklärte Ereignisse, die sich in der Familie zugetragen haben, scheinen die Ursache dieser Wandlung zu sein, von welcher wir bestmöglichen Nutzen ziehen wollen.

Es handelt sich zunächst darum, die Baronin auf dem Wege, den sie neuestens eingeschlagen, zu erhalten, ihre Frömmigkeit zu kräftigen und überhaupt so auf sie einzuwirken, daß sie in dem Troste, den ihr die Kirche zu spenden vermag, immer mehr und mehr ihr Heil suche. Haben wir erst eine Handhabe, die wir ihr bieten können, dann wird es nicht schwer sein, sie ganz zu

uns herüberzuziehen und ihrer Verwandtschaft zu entfremden. Die bevorstehende Seligsprechung der Märtyrer von Gorkum soll uns eine solche Handhabe sein, bei der wir die Sache anfassen wollen.

Ihr wißt, geliebter Bruder, daß die finanzielle Verlegenheit, in welcher sich der heilige Vater befindet, Schuld daran ist, daß diese Seligsprechung bisher verschoben wurde. Zweimalhunderttausend Gulden sind für den heiligen Vater in der Calamität, in welche ihn die Bosheit seiner Feinde gedrängt hat, keine Kleinigkeit und eine geringere Summe reicht nicht hin, das Fest einer Seligsprechung in würdiger Weise zu begehen.

Hier wäre nun der archimedische Punkt, von dem aus man den Hebel gegen die Baronin mit Aussicht auf Erfolg ansetzen könnte. Das wirksamste Mittel, die Sache so zu wenden, daß die Interessen der Kirche auf die Dauer auch die ihrigen würden, dürfte darin bestehen, daß man die Eitelkeit der Baronin aufwühlt, daß man ihr begreiflich macht, es hinge nur von ihr ab, der Gemeinschaft der Heiligen ein neues Mitglied

zuzuführen, welches ihrer Familie entstammt ist. Findet sie an dem Gedanken Geschmack, geht sie auf denselben ein, dann wird es nicht schwer sein, sie unseren Zwecken ganz unterthan zu machen. Die Märtyreraffaire von Gorkum dürfte der Probirstein sein, der uns bald zeigen wird, was wir von der Baronin zu erlangen hoffen dürfen.

Nehmt nun, geliebter Bruder, die Angelegenheit in Eure Hand. Ich habe Euch die ungefähre Richtung Eures Weges vorgezeichnet und überlasse das Uebrige Eurem Scharfblicke und Takte.

Euer Bruder in Christo — Felix.

Mit diesem Briefe in der Tasche trat der Pater Guardian seine Reise an. Er wußte nicht mehr, als daß das Ziel derselben Wiesbaden und der Zweck derselben die Umgarnung der Baronin von Feuchtwangen war. Alles Uebrige hing von den Umständen und von den Erkundigungen ab, die er an Ort und Stelle über die Baronin, ihren Charakter und ihr Vorleben einziehen würde. Da er jedoch wenigstens insofern einen festen Anhaltspunkt hatte, als ihm der Ordensgeneral

mitgetheilt hatte, daß eine Familienkatastrophe die Baronin der religiösen Richtung entgegentreibe, so beschloß er von vornherein und ziemlich auf das Gerathewohl, seine Operationen auf dieser einzigen Grundlage zu beginnen, die ihm vorläufig zu Gebote stand.

Die Missionen, welche damals eben in den Rheingegenden stattfanden, arbeiteten seiner Absicht in die Hände. Mit einer Art instinktiven Vorgehens bewarb er sich um die Auszeichnung, die Mission in einer der wichtigsten Städte leiten zu dürfen. Es war Mainz, auf das er sein Augenmerk geworfen hatte. Da er in seiner Antwort auf den Brief seines Generals den Nachdruck darauf gelegt hatte, daß ihm die Mission in Mainz überlassen werden möge, so setzte der General seinen ganzen Einfluß bei dem Bischofe von Mainz in Bewegung, damit dieser den Pater Aichard nach Mainz berufe.

Und so sicher war der Pater Guardian, daß der General mit seiner Proposition bei dem Bischof durchdringen werde, daß er seine Reise nach dem Rheine antrat, ohne erst die Verständigung abzuwarten, daß ihm die Kirchen von

Mainz für seine Missionspredigten geöffnet seien.

Der Pater Guardian reiste nicht allein. In seiner Begleitung befand sich der alte Bultink, den er bis dahin in Freisassenberg zurückgehalten hatte. Einestheils hatte er sich mit der Hoffnung getragen, daß in die räthselhafte Geschichte mit dem Amerikaner, die seit der Flucht dieses letzteren eine noch interessantere Färbung erhalten hatte, doch noch einiges Licht kommen könnte; er hatte diese Hoffnung erst aufgegeben, als der Amerikaner spurlos verschwunden blieb und auch nicht die leiseste Andeutung über die Richtung, die er auf seiner Flucht eingeschlagen, ruchbar wurde. Anderentheils mochte der Guardian den alten Mann, auf welchen der Auftritt mit dem Amerikaner und die frappante Aehnlichkeit, welche dieser mit seinem seit so vielen Jahren verschollenen Bruder hatte, einen so mächtigen Eindruck gemacht hatte, daß er seither noch weit mehr in sich gekehrt geworden war und eine Nervosität zur Schau trug, die ihn bei jedem Geräusch, bei jeder Anrede erzittern machte, nicht allein die Rückreise antreten lassen. Er hatte ursprünglich die Absicht gehabt, ihn

durch einen verläßlichen Ordensbruder bis Köln geleiten zu lassen, modifizirte dieselbe jedoch jetzt, wo ihn sein Weg nach derselben Richtung führte, dahin, daß er den alten Mann selbst unter seine Obhut nahm. Er würde ihn bis Brüssel geleitet und dort seiner Frau übergeben haben, wenn Bultink den Anstrengungen einer forcirten Reise gewachsen gewesen wäre. Aber der alte Mann, welcher in der letzten Zeit von Aufregung zu Aufregung gegangen war, fühlte sich durch die Reise so erschöpft, daß er mit Mühe nach Mainz kam. Hier wollte ihn der Guardian, der sich bei dem ersten Besuche, den er dem Bischof abgestattet, die Ueberzeugung geholt hatte, daß seine Absicht, die Mission in Mainz zu leiten, auf keinen Widerstand stoßen würde, sich erholen lassen.

Viertes Kapitel.

Die Missionspredigt.

Die Baronin von Feuchtwangen war — der Brief des Ordensgenerals an den Pater Aichard hatte in dieser Beziehung wirklich nicht zu viel gesagt — eine Andere geworden, seit der Gensdarm Victor Jaquettas wegen das Leben gelassen hatte. Sie nahm sich das Schicksal Victors mit jedem Tage mehr zu Gemüth und kehrte die Vorwürfe, die sie nicht gegen Andere richten konnte, gegen sich selbst. Slyken, der moralische Urheber der Katastrophe, war nicht bei der Hand; ihr Neffe war nach kurzem Aufenthalte in Wiesbaden, während dessen er ihr seine junge Frau vorgestellt hatte, auf Reisen gegangen und es war ihr lieb, daß sie ihn nicht um sich hatte, da sie ihm die Schuld beimaß, daß sich die Dinge

in einer für sie so peinlichen Weise entwickelt hatten. Sie hatte in Ruhe und Frieden gelebt, bis es ihrem Neffen eingefallen war sich in Jaquetta zu verlieben. Er hatte das böse Element, die Neigung für Jaquetta, in ihr Haus gebracht und sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er sich so gewissermaßen feindselig gegen sie, deren nächster Verwandter und präsumtiver Erbe er war, gestellt hatte. Die Sendung Richards begegnete daher auch in dieser Richtung einem vorbereiteten, günstigen Boden.

Die Baronin suchte eine Erleichterung im Gebete; dieses wirkte beruhigend auf ihr Gemüth und gewährte ihr einigen Trost. Es machte einen tiefen Eindruck auf sie, als sie hörte, daß Jaquetta in ein Kloster gegangen sei. Eine Schwester aus dem Orden, dem sich Jaquetta angeschlossen, hatte ihr die Mittheilung gemacht, als sie mit der Sammelbüchse in ihr Haus gekommen war. Die Baronin, welche sich, seit sie zur Fahne der Frömmigkeit geschworen, für Alles interessirte, was mit der Religion zusammenhing, hatte sich mit der für die Ausstattung eines neuen Ordenshauses sammelnden Nonne in ein

längeres Gespräch eingelassen, in dessen Verlaufe sie erfahren hatte, daß sich unter den jüngsten Ordensnovizinnen eine junge unglückliche Wittwe Namens Jaquetta Hawerton befinde.

Wenn schon das arme Geschöpf, welches sich keiner Schuld bewußt war, seine Zuflucht zum Kloster nahm — dachte die Baronin — welche Sühne sollte sie sich auferlegen, die das Unheil veranlaßt hatte? wo war der Ort, wo sie Ruhe finden, wie hieß die That, die ihr den Frieden zurückgeben konnte? Die Selbstvorwürfe wurden wieder lebhafter als je, die Unruhe in ihrem aufgewühlten Gemüthe stieg und so war sie ganz in der Stimmung, um den Missionspredigten, die eben in ihrer nächsten Nähe in Scene gesetzt wurden, die lebendigste Theilnahme entgegenzubringen. Sie hatte kaum davon gehört, daß der Pater Richard in Mainz predigen würde, als sie auch schon den Entschluß faßte, seine Zuhörerin zu werden.

Das war es, worauf der Pater Guardian gerechnet hatte. Er kalkulirte ganz richtig, daß, wenn der Gemüthszustand der Baronin so sei, wie ihn der Ordensgeneral in seiner Epistel ge-

schildert hatte, die Baronin die Gelegenheit sicherlich nicht versäumen werde, sich in Mainz Trost und Beruhigung zu holen. Hatten doch die Missionen den Zweck, den Glauben der Frommen neu aufzurichten, und die Baronin, die sich gegenwärtig an den Glauben wie an einen Stab anrankte, bedurfte der geistigen Aufrichtung, wenn sie sich nicht in Selbstqual aufreiben wollte.

Der Pater Guardian hatte sich in der festen Voraussicht, daß sich die Baronin unter seinen Zuhörern befinden würde, den Stoff für seine erste Predigt zurecht gelegt. Predigte er doch eigentlich nur für eine Person — das übrige Publikum war nebensächlicher Ballast.

Der Zudrang zu der Missionspredigt war ein enormer. Nicht nur, daß die Elite der Bevölkerung auf den Beinen war, so waren auch aus den umliegenden Städten Zuzügler beiderlei Geschlechtes herbeigeströmt. Die Einen lockte die Neugierde, die Anderen ein wirklicher Drang herbei, etwas Erhebendes zu hören.

Die Kirche war zu der für die Perdigt festgesetzten Stunde kaum im Stande, die Masse

der Andächtigen zu fassen. Die gewöhnlichen Kirchenbänke reichten für die Frauen nicht aus und die Kirchendiener mußten Hunderte von Stühlen herzutragen, auf welchen Damen Platz nahmen, die man sonst viel häufiger in den Tanzsälen als in den Kirchen zu sehen pflegte. Männer, die sonst nur ausnahmsweise einer Predigt beizuwohnen pflegten, hatten ihre Bureau-tische und Ladenpulte verlassen und hinter den Säulen Posto gefaßt, als ob sie fürchteten, ge-sehen zu werden. Man drückte sich gegenseitig die Verwunderung aus, sich hier zu sehen und die höchste Spannung lag auf allen Gesichtern. Jeder erwartete etwas Außerordentliches zu hören, da die Missionen in anderen Städten bereits die größte Sensation hervorgerufen hatten. Derer, die der Sache eine andachtsvolle Hingebung ent-gegentrugen, waren aber bei weitem nicht so viele als derer, welche sich schadenfroh auf einen Scandal freuten.

Jetzt war die große Kirche so voll gepfropft mit Menschen, daß kein Apfel hätte zur Erde fallen können. Plötzlich wurde die tiefe, erwartungs-volle Stille, welche bis dahin geherrscht hatte,

durch ein Gemurmel aufgewühlt — man flüsterte, streckte die Köpfe in die Höhe, bewaffnete die Augen mit Gläsern, stellte sich auf die Zehen — Alles das, um den Mann zu sehen, der jetzt die Kanzeltreppe hinanstieg.

Pater Aichard hatte eine schöne, majestätische Gestalt; seine Gesichtszüge waren regelmäßig und von nicht unedlem Schnitte, sein Auge war groß und lebhaft; man konnte den Gesammteindruck, den seine Erscheinung hervorbrachte, immerhin einen imponirenden nennen und die Menge schien auch befriedigt zu sein.

Und als der Mann auf der Kanzel, der im weißen Chorhemde dastand, die Versammlung überblickt hatte und sein sonores, in den fernsten Winkeln der Kirche gleich gut vernehmbares Organ erklingen ließ, wurde es so still in dem ungeheuren Raume, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören können.

Der Prediger betonte die Nothwendigkeit, daß sich die gleichgesinnten Frommen ernstlich zusammenthun, um gegen die Anfechtungen der Welt gewappnet zu sein, welche so viele lockende Gestalten annähmen. Er kennzeichnete die modernen Feinde

der Kirche und des Glaubens, welche um so gefährlicher seien, je geistreicher ihre Dialektik, je blendender der Apparat sei, den sie zur Unterminirung des Glaubens in's Gefecht führten. Er betonte, daß alle Phrasen von Fortschritt und zeitgemäßer Entwicklung nur auf eitle Täuschung hinausgingen und zeigte das Wandelbare der menschlichen Ansichten in den wechselnden Ansichten und Hypothesen der größten Denker. Er streute Citate aus Werken der Philosophen und Dichter umher, daß der Belesenste sich eingestehen mußte, daß der Mann auf der Kanzel den heterogensten Zweigen der Kunst und Wissenschaft die größte Aufmerksamkeit zugewendet habe. Er polemisirte nicht in direkter Weise gegen Bücher und Journale, aber seine ganze Darstellung der Literaturzustände war ein scharfsinniges Plaidoyer, das sich gegen alle Errungenschaften des menschlichen Geistes kehrte, welchen einzig unfehlbar und sich ewig gleichbleibend das Dogma der Kirche gegenüberstehe. Millionen haben geglaubt, dessen entrathen zu können, was ihnen an einzig haltbarer Weisheit die Kirche biete, aber sie alle seien schließlich zu der Erkenntniß gekommen, daß ihr

Wissen und Kennen Stückwerk sei, wenn es der Glaube nicht kröne. Oft sei der Glaube ein Gut, welches der Mensch erst spät entdecke. Die Monotonie des Lebens verhärte oft das Herz des Menschen gegen die Mahnungen der übersinnlichen Welt — dann trete aber plötzlich ein Augenblick ein, wo sich das bei Seite Geschobene mit unwiderstehlicher Macht geltend macht und den Mechanismus der banalen Anschauung überwindet. Das ehrenvollste Leben habe dunkle Flecken aufzuweisen — diese seien gar oft die Veranlassung, daß der Mensch sich selbst und seinen bessern Theil wiederfinde. Wenn es im innersten Herzen zu brennen anfängt wie in Reue und Schmerz, dann hebt sich die gefolterte Seele den übersinnlichen Regionen entgegen, dann ist der Sieg des Ewigen über das Vergängliche, der Sieg des Glaubens über die Gleichgiltigkeit und Apathie besiegelt. Wenn man zur Erkenntniß gekommen, daß nur die Kirche den Balsam für die Wunden der Seele zu bieten vermag, dann lehnt sich das von Selbstvorwürfen gequälte Herz mit Macht an diese Kirche an und ruft: hilf mir, wenn ich nicht vergehen soll!"

Der Pater Richard hatte so eindringlich und mitunter so geistreich gesprochen, daß der Eindruck seiner Predigt ein gewaltiger war. Die da gekommen waren um sich schadenfroh die Hände zu reiben und die Blößen, die sich der Missionsmann geben würde, zu belächeln, schlichen unzufrieden von dannen, denn sie konnten nicht sagen, daß sich der Prediger blamirt habe. Von seinem Standpunkte aus war Alles unanfechtbar und was das Wichtigste, es war in einer so packenden Weise vorgebracht worden, daß es den naiveren Theil der Zuhörerschaft förmlich fascinirt hatte. Die Frauen ließen ihre Blicke voll Bewunderung auf dem Prediger haften, sie schoben, sobald er das letzte Wort gesprochen, ihre Sessel zurück, um der Thür zuzueilen, durch welche der Prediger die Kirche verlassen mußte. Sie verfolgten ihn durch diese Thür bis in die Sakristei, umdrängten ihn hier, ergriffen seine Hände, drückten sie, küßten sie sogar und sagten ihm in beredten Worten ihren Dank. Viele reichten ihm ihre Gebetbücher hin und bestürmten ihn mit Bitten, ihnen irgend ein Denkwort hineinzuschreiben. Andere wieder erbaten sich sein Porträt oder seinen Besuch.

Der Missionär nahm diese Huldigungen mit Ruhe entgegen — sie vermochten ihn nicht zu befriedigen, denn die Eitelkeit gehörte nicht zu seinen Fehlern. Er war nicht hierher gekommen, um von diesen Leuten auf den Händen getragen zu werden, sondern um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Darum blieb er für Schmeicheleien, die einen Andern mit Selbstzufriedenheit und Freude erfüllt hätten, unempfindlich und gleichgiltig und ließ sein Auge spähend über die Menge schweifen, die ihn einschloß. Die Rechte, auf die er es eigentlich abgesehen hatte, mußte noch kommen und sie ließ nicht lange auf sich warten.

Die Baronin von Feuchtwangen, deren Inneres die Predigt förmlich aufgestürmt hatte, wartete nur, bis sich der Menschenschwall verlaufen hatte. Dann, als fast Niemand mehr in der Sakristei war als sie und der Prediger, eilte sie ungestüm auf diesen zu, ergriff seine Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich danke Ihnen, Hochwürden — Sie haben mir aus der Seele gesprochen! Sie haben in meinem Herzen gelesen, als ob Sie Gott selbst

wären, indem Sie sagten, daß jedes Menschenleben dunkle Flecken zeige, welche oft die Veranlassung bieten, daß der Mensch sich selbst und seinen besseren Theil wiederfindet! Auch in meinem Leben ist solch ein dunkler Punkt, der die Ursache meiner inneren Läuterung geworden ist! Ich danke Ihnen nochmals, Hochwürden, daß Sie mir Klarheit über mich selbst gaben! Sie öfter sprechen zu hören, würde mir Labsal sein — Sie würden ein gutes, gottgefälliges Werk thun, wenn Sie eine Gebeugte aufrichten, wenn Sie mir unter vier Augen den Trost spenden würden, der erst dann den wahren Werth erhält, wenn er sich dem Bedürfnisse des Einzelnen anschmiegt."

Pater Aichard versicherte mit Wohlwollen, daß er gern bereit sei, dort seinen geistlichen Beistand zu spenden, wo man ihm mit vollem Vertrauen entgegenkomme. Er erklärte selbst länger in Mainz bleiben zu wollen, als dies ursprünglich seine Absicht gewesen sei, sobald er die Ueberzeugung habe, durch die Verlängerung seines Aufenthaltes ein gutes Werk zu stiften. Er sagte, daß er Gott nicht genug preisen könne, wenn

er ihm Worte auf die Zunge gelegt habe, die mächtig zu einem bedrängten Menschenherzen gesprochen hätten.

Die Baronin theilte ihm ihre Adresse mit und beschwor ihn, sie zu besuchen. Er versprach dies und zögerte auch nicht lange, sein Wort zu lösen. Sobald er mit seinen Missionspredigten fertig geworden war — und er wußte in jeder derselben ein Thema anzuschlagen, von dem sich voraussetzen ließ, daß es die Baronin noch mürber machen würde — begab er sich nach Wiesbaden.

Er nahm auch den alten Bultink mit dahin, damit er sich in der schönen Natur und in der frischen Luft Wiesbadens rascher erhole und vor Allem ein wenig zerstreue und aus seinem ewigen Brüten herauskomme.

Die Natur seiner Beziehungen zu der Baronin brachte es mit sich, daß er Bultink in Wiesbaden oft für längere Zeit sich selbst überlassen mußte. Bultink durchstreifte dann stundenlang die Umgebungen der Stadt oder diese selbst, den Park und den Curgarten. Seine Menschenscheu hatte ihn bisher von den Cursälen fern gehalten, bis

ihn einmal ein plötzlich eintretender Gußregen zwang, in dieselben einzutreten. Er that es widerwillig und mit einem Gefühle, als ob ihm ein Unglück bevorstände.

Es dauerte auch nicht lange, so wankte er wieder an allen Gliedern zitternd und mit verstörter Miene heraus und schlug, den immer noch mit Macht niederprasselnden Regen nicht achtend, den Weg in den Gasthof ein, in welchem er mit dem Guardian wohnte.

Dieser befand sich gerade zu Hause und als er seinen Reisegefährten so verstört daherkommen sah, ging er ihm theilnahmsvoll entgegen und fragte lebhaft, indem er ihm den Arm reichte und ihn zum Sopha geleitete:

„Was haben Sie, Bultink — was ist Ihnen zugestoßen, daß Sie so aussehen und sich kaum auf den Füßen halten?"

Bultink hatte sich auf das Sopha niedergelassen und schnappte nach Athem. Seine Bemühungen, zu sprechen, verständliche Laute hervorzubringen, verunglückten wiederholt; er brachte es nicht über ein unartikulirtes Lallen hinaus.

Endlich entrangen sich ihm die Worte:

„Er ist da — er ist da — ich habe ihn gesehen!“

„Wer ist da?“ rief der Guardian lebhaft. „Von wem sprechen Sie? wen haben Sie gesehen?“

„Ihn, den wir suchen!“ stieß der Alte gewaltsam heraus.

„Der räthselhafte Amerikaner?“ warf der Guardian überrascht ein.

Bultink schüttelte mit dem Kopfe und stammelte hastig:

„Nein!“

„Wer denn sonst?“

„Der durch vierzig Jahre Verschollene!“ sagte Bultink tonlos.

„Ihr Bruder?“ schrie der Guardian, indem seine Gesichtszüge den höchsten Grad von Spannung und zugleich Verwunderung ausdrückten.

Bultink nickte lebhaft mit dem Kopfe.

Der Guardian sah ihn starr an und murmelte:

„Nicht möglich! Unglaublich! Sie irren sich gewiß!“

„Nein — nein — ich irre mich nicht — er

ist es — ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt, wie ich auf den ersten Blick mit mir im Reinen darüber war, daß der Amerikaner und mein Bruder zwei verschiedene Personen seien."

„Vielleicht ist auch hier eine frappante Aehnlichkeit mit im Spiele!" bemerkte der Guardian.

„Nein, nein!" versicherte Bultink heftig. „Er hat die Narbe über dem Auge — sie geht quer durch das Augenlid. Er hat auch sein Gesicht, seine Größe, seine Haltung, seine Stimme — ich habe ihn sich erheben gesehen, ich habe ihn sprechen gehört! Ich täusche mich nicht — er ist es!"

„Ich kann es immer noch nicht glauben, daß er uns gerade hier in die Arme laufen sollte, nachdem durch vierzig Jahre alle Anstrengungen, seiner habhaft zu werden, erfolglos waren!"

„Ich sage mir auch, daß es ein halbes Wunder sei," gab Bultink zu, „aber ich würde von heute an an Wunder glauben, wenn ich nicht von jeher an sie geglaubt hätte. Und daß gerade ich ihn entdecken mußte — welcher Zufall, welche Fügung des Schicksals! Es hing an einem Haare

— hätte es nicht so heftig zu regnen angefangen, so wäre es mir nicht eingefallen, mich in die Spielsäle zu flüchten" —

„Sie fanden ihn in den Spielsälen?" fiel der Guardian Bultink neugierig in die Rede. „Spielte er hoch?"

„Er war nicht unter den Spielern!"

„Nicht unter den Spielern? Was machte er denn in dem Spielsaale?"

„Er hielt die Bank!"

„Er ist Croupier?" schrie der Guardian überrascht.

„Er warf den Leuten die Gewinne zu und zog ihre Einsätze ein!" entgegnete Bultink.

„Er ist also verarmt — er ist ein Bettler!" murmelte der Guardian mit einem finstern Stirnrunzeln. „Die Million, die er dem Orden gestohlen hat, ist zerronnen!"

„Es muß so sein!" meinte Bultink. „Er muß schlechte Tage durchgemacht haben, denn er sieht ungemein verwittert aus — alt über seine Jahre hinaus. Sein Kopf ist kahl, sein Spitzbart schneeweiß, seine Wangen sind eine Furche. Ueber dem linken Auge trägt er eine Binde — entweder

fehlt ihm dieses Auge, oder er will sich unkenntlicher machen!"

„Hat er Sie gesehen?" erkundigte sich der Guardian rasch.

„Nein! Der Spieltisch war von Menschen umlagert und er mußte seine ganze Aufmerksamkeit dem Spiele zuwenden. Ich stand weit rückwärts hinter der Menschenmauer, welche die Bankhalter einkeilte. Als ich zwischen zwei Köpfen hindurchsah, erblickte ich ihn auf der anderen Seite. Er wischte sich gerade den Schweiß von seiner hohen, kahlen Stirn ab. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Wie von einer Schlange gebissen taumelte ich zurück. Als ich mich ein wenig gefaßt hatte, sah ich noch einmal hin, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er es wirklich sei. Ich suchte die Narbe über dem rechten Auge — sie war da — sie spaltete das Augenlid noch ganz so wie vor vierzig, wie vor fünfzig und sechszig Jahren — und wenn sie auch nicht dagewesen wäre — er war es doch, denn es war seine Gestalt, seine Größe, seine Haltung — als er sich zufällig erhob, um einem Manne Platz zu machen, der ihn ablöste, trat mir die Gewißheit,

daß ich meinen Bruder von mir habe, unverrückbar war die Seele — zum Ueberfluß hörte ich ihn noch einem Collegen quer über den Tisch einige Worte zurufen, da sich eben zwischen einem Bankbediensteten und einem Spieler eine lebhafte Controverse über einen Einsatz entsponnen hatte — wenn ich noch gezweifelt hätte, seine Stimme würde mich bekehrt haben! Er ist es und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als Ihnen zu hinterbringen, daß ich ihn gefunden habe."

„Wir wollen uns seiner versichern!" sagte der Guardian, „kommen Sie mit mir — wir finden ihn vielleicht noch im Cursaale!"

„Wahrscheinlich, denn er scheint seinen Posten nur verlassen zu haben, um sich ein wenig zu erholen."

Die Beiden verließen ihr Hotel und gingen mit raschen Schritten auf den Curgarten und die Cursäle zu, der Guardian immer noch mit Zweifeln kämpfend, die ihm von Zeit zu Zeit aufstiegen, und auf das Aeußerste gespannt; Bultink seiner Sache zwar sicher, aber eben deswegen um so mehr vor dem zitternd, was die nächste Viertelstunde bringen würde. Denn so sehr ihn

seine religiöse Richtung die That verabscheuen ließ, die sein Bruder vor langen Jahren verübt, so regte sich doch etwas wie verwandtschaftliche Theilnahme in seinem Herzen, das von dem Aussehen des Bruders ergriffen worden war. Hätte Bultink den Verschollenen in günstigen Verhältnissen gefunden, es hätte sich vielleicht in seinem Inneren keine Stimme geregt, die ihm das Wort geredet hätte. So rührte ihn aber die sichtliche Verkommenheit, der sein Bruder anheimgefallen zu sein schien. Das Unglück, das über den Verbrecher hereingebrochen zu sein schien, wurde selbst dem starren Bruder gegenüber unwillkürlich sein Fürsprecher.

Bultink führte den Guardian zu dem Tische, an welchem sein Bruder die Bank hielt. Der letztere hatte wirklich inzwischen wieder in dem Einschnitte, den der Spieltisch an der Stelle, wo die Gold- und Silberhaufen lagen, bildete, Platz genommen und ließ sein Auge spähend umherschweifen.

Der Guardian mußte sich gestehen, daß der Croupier dem verschollenen Bultink ungleich mehr ähnlich sähe als der Amerikaner und die Ueber-

zeugung, daß Bultink sich nicht geirrt habe, begann nunmehr in ihm festen Fuß zu fassen.

Nachdem er den Croupier lange aus der Ferne beobachtet hatte, nahm er Bultink beim Arme und schob ihn in eine Lücke, welche dadurch entstanden war, daß einige Personen die bisher in der Nähe des Spieltisches eingenommenen Plätze verlassen hatten.

Bultink sah sich plötzlich seinem Bruder gegenüber, der immer noch ahnungslos seine ungetheilte Aufmerksamkeit dem Spiele zuwendete.

Er hatte eben das stereotype: messieurs, le jeu est fait gemurmelt, die der Bank zukommenden Einsätze eingezogen und machte Miene, die neue Partie in Scene zu setzen.

„Messieurs, faites votre jeu!“ sagte er, während sich die Glücksscheibe zu drehen anfing. Dabei richtete er einen einladenden Blick auf die Spieler, die ihm gegenübersaßen.

Aber indem er diese mit lächelnder Miene fixirte, streifte sein Blick zufällig über ihre Schultern nach rückwärts ab und blieb hier auf dem Antlitze Bultinks haften, der in athemloser Spannung dastand und seinen Bruder anstarrte.

Das Rien ne va plus erstarb dem Croupier auf der Lippe, seine Augen schienen die Erscheinung ihm gegenüber verschlingen zu wollen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er den Teufelsspuk bannen wollte — aber die Gestalt, deren plötzliches Auftauchen ihn in eine so außerordentliche Aufregung versetzte, wich nicht von der Stelle.

Die Aufmerksamkeit der übrigen Croupiers richtete sich auf den Collegen; alle glaubten, daß er unwohl geworden sei und einer, der rückwärts stand, zwängte sich auf einen leeren Stuhl, den ein Spieler, der Unglück gehabt, soeben verlassen hatte, und nahm ihm die Schaufel aus der Hand, damit keine Stockung im Spiele einträte. Das rien ne va plus, bei welchem ihm die Stimme versagt hatte, ertönte von einer anderen Lippe, während er sich erhob und einige Schritte der Thür zu machte, mehr taumelnd als gehend.

Der Guardian trat ihm in den Weg und sagte mit gebieterischer Stimme, indem er ihm den Arm reichte:

„Folgen Sie mir, Herr Bultink!“

Der Croupier sah wie hilfesuchend um sich —

sein Blick begegnete dem seines Bruders, welcher dem Guardian mechanisch gefolgt war.

Ebenso mechanisch legte der Croupier seinen Arm in den des Guardians und ließ sich von ihm in den Curgarten und diesen und einige Straßen entlang in das Hotel führen. Er schien ganz willenlos zu sein und sprach kein Wort.

Bultink folgte ebenso schweigsam den Beiden, die ziemlich rasch gingen und ließ es geschehen, daß der Guardian das Zimmer verriegelte, sobald sie eingetreten waren.

Fünftes Kapitel.

Der Raub an der todten Hand.

Eine unheimliche Stille herrschte eine geraume Weile in dem Zimmer. Bultink wurde nicht müde seinen Bruder anzusehen, ohne ein Wort zu sprechen; nur das convulsivische Zucken seiner Lippen und seiner Schläfen verrieth den Sturm in seinem Innern. Der Croupier lehnte an der Wand und athmete tief und schwer; das unverletzte Auge war zu Boden gesenkt, auf seinen Wangen wechselte Röthe mit Bläße. Der Guardian fühlte das Bedürfniß sich zu sammeln und ging einige Minuten im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er, seine Arme verschränkend, vor dem Croupier stehen und sagte:

„Darauf waren Sie nicht gefaßt! Sie haben gewiß nicht darauf gerechnet, Ihrem Bruder noch einmal in diesem Leben zu begegnen!“

Der Croupier streifte den Guardian mit einem scheuen Blicke, ohne etwas zu erwidern.

„Ich muß Sie dringend ersuchen, Ihr Schweigen aufzugeben!“ sagte der Guardian gebieterisch. „Sie sind in unseren Händen und wir werden von unserer Gewalt über Sie um so rücksichtsloseren Gebrauch machen, je verstockter Sie sich benehmen werden. Nur Offenheit und Wahrheit kann Ihnen ein besseres Loos bereiten. Wenn Sie uns beide vorenthalten, schaden Sie sich selbst!“

Der Croupier hatte sich von seiner ersten Bestürzung erholt und sagte trotzig:

„Ich fürchte weder Sie noch meinen Bruder. Ich verlache Ihre Drohungen. Ich bin ein Bettler — was wollen Sie mit mir machen? Die Million ist hin — für mich, für Sie, für den Orden! Und daß sie für diesen verloren ist, das freut mich mehr als es mich schmerzte, daß sie mir verloren ging! Ich bedaure nichts von dem, was ich gethan habe — wenn es noch einmal zu thun wäre, ich thäte es wieder! Ich bin noch immer der, welcher ich vor vierzig Jahren war, sobald mir das Licht aufgegangen war. Ich

glaube heute noch wie vor vierzig Jahren, daß es ein gutes und verdienstliches Werk ist, der todten Hand so viel zu entziehen, als man ihr entziehen kann!“

Es lag eine Entschlossenheit in dem Tone und im Gesichte des Croupiers, welche imponirte und selbst auf den Guardian eines gewissen Eindruckes nicht verfehlte, wenn er sich auch Mühe gab, Geringschätzung und Ungläubigkeit zu affektiren.

„Lassen Sie die Phrasen!“ sagte er mit strenger Miene. „Sie werden Niemanden glauben machen, daß es ein Prinzip war, welches Sie zu dem Diebstahle drängte! Der Orden war so unvorsichtig gewesen, eine enorme Summe in Ihre Hände zu legen und Sie haben der Versuchung, diese Summe zu unterschlagen, nicht widerstehen können — das ist Alles! Es bedarf keines Aufputzes von Worten, um eine schändliche That zu beschönigen!“

„Glauben Sie, was Sie wollen — denken Sie, was Sie wollen!“ bemerkte der Croupier achselzuckend. „Mir kann es gleichgiltig sein, was Sie glauben und denken, was Sie von mir und

meiner That halten. Sie ist nun einmal geschehen und das ist das Beste an ihr, denn nicht um Alles in der Welt wollte ich sie ungeschehen machen. Auch fällt mir nicht ein, Ihnen weiß machen zu wollen, daß ich die Million blos unterschlug, um dem Besitzthum der Kirche einen empfindlichen Schlag zu versetzen, um die todte Hand zu schmälern. Nein — ich nahm die Million auch für mich, damit ich sie habe, aber eines ist sicher, Sie mögen es glauben oder nicht: so sehr ich den verdamme und verfluche, der mich wieder um das Geld brachte, ich hätte dieses Geld doch genommen, wenn ich auch gewußt hätte, daß es so kommen werde, wie es in Wirklichkeit gekommen, daß ich keinen Nutzen aus meiner That ziehen werde!"

„Was hat Ihnen die Kirche gethan, daß Sie sich veranlaßt fühlen konnten, ihr so feindselig entgegenzutreten?" rief der Guardian im Tone herben Vorwurfes. „Was hat Ihnen insbesondere der Orden gethan, dem Sie angehörten? Hat man Sie gezwungen, in denselben einzutreten — hat man Sie nicht, als Sie ein Mitglied desselben geworden waren, mit Liebe und Vertrauen be-

handelt? Hat er Ihnen nicht einen ehrenvollen Beweis dieses Vertrauens gegeben, indem er eine Summe in Ihre Hände legte, die man im gewöhnlichen Leben kaum dem verläßlichsten Menschen ohne außerordentliche Vorsichtsmaßregeln anzuvertrauen pflegt?"

„Der Orden glaubte in mir ein ergebenes und intelligentes Werkzeug gefunden zu haben — das war Alles!" entgegente der Croupier kalt. „Ich schien ihm ein brauchbarer Mensch zu sein. Er rechnete auf mich, ich auf ihn. Einer von beiden mußte sich verrechnen. Daß er es war, der die Rechnung ohne den Wirth machte, das freut mich so, daß ich nicht mein ausgeflossenes Auge, nicht die mir gestohlene Million für das Bewußtsein nähme, den Orden getäuscht zu haben!"

„Wollen Sie damit auch sagen, daß Sie es von vornherein darauf angelegt haben, den Orden zu betrügen?" warf der Guardian ein.

„Wie wäre ich zu meinem Ziele gekommen, wenn ich es nicht darauf angelegt hätte?" fragte der Croupier höhnisch. „Der Haß gegen den Orden, gegen die Kirche wurde mir ja bereits in der Kindheit eingeimpft!"

„Nicht möglich!“ unterbrach ihn der Guardian. „Sie stammen aus einer so frommen, gottesfürchtigen Familie“ —

„Eben darum!“ fiel der Croupier dem Pater in die Rede. „Ich hatte einen Vater, der auf dem Kirchenchore sang und zu mir, als ich noch ein Kind war, sagte: Du mußt ein Geistlicher werden. Ich hatte eine Mutter, die mir täglich wiederholte: wähle Dir welchen Stand Du willst — aber wenn Du nicht Pater wirst, wenn Du nicht in den Orden trittst, so sterbe ich vor Kummer. In mir lebte ein freier, selbständiger, jedem Zwange abholder Geist. Ich lernte die Kirche, den Orden hassen, weil man mich ihnen verkuppeln wollte. In mir lebte ein unersättlicher Wissensdurst, aber ich durfte ihn nur befriedigen, wenn ich mich der Kirche, dem Orden verschrieb, der in Ostende die Seelen der Gläubigen mit unumschränkter Gewalt beherrschte und auch über meine Eltern so viel Einfluß gewonnen hatte, daß sie außerhalb desselben für einen Sohn, der sich der Wissenschaft widmen wollte, kein Heil sahen. Wenn ich studiren wollte, mußte ich mich den Absichten der Eltern anschmiegen und Theolog

werden. Weigerte ich mich dessen, so konnte ich hinter einem Ladenpulte oder auf einer Handwerksbank versauern. So blieb mir nichts übrig, als ein Heuchler zu werden und da Ergebung zu simuliren, wo sich jede Fiber in mir gegen die mir oktroyirte Bedrückung auflehnte!"

Bultink hatte seinem Bruder mit steigender Entrüstung zugehört und benutzte eine Pause, die der letztere in seiner Erzählung eintreten ließ, zu dem Ausrufe:

„Der Elende! Der Verstockte! Wie er seine Eltern im Grabe schändet! Daß ich so etwas anhören muß!"

Der Guardian warf unter Stirnrunzeln einen ungeduldigen Blick auf den Austernparkwächter und herrschte ihm ein „lassen Sie ihn ausreden!" zu.

„Ich habe nicht viel zu sagen!" rief der Croupier. „Sie werden es begreiflich finden, daß der Haß gegen einen Zwang, dem ich mich nicht zu entziehen vermochte, um so mehr zunahm, je näher der verhängnißvolle Augenblick herankam, der mich auf ewige Zeit zum Sklaven der Kirche, zum Mitgliede eines Ordens machen sollte, den

ich verabscheute. Ich verschaffte mir insgeheim kirchenfeindliche Werke und nahm, was sie enthielten, mit unsagbarer Freude in mich auf. Ihr sollt nichts davon haben, daß Ihr mich gepreßt habt, Euch dienstbar zu werden — das sagte ich mir täglich, das war ein Gedanke, der sich zum festen Axiom in mir ausbildete. Als ich das Gelübde ablegte, that ich es mit dem Hintergedanken, dem Orden nach Kräften zu schaden. Um dies zu können, mußte ich mich erst innerhalb des Ordens zu einer gewissen Bedeutung aufschwingen, mußte ich aufhören, eine Null zu sein. Fortan arbeitete ich also ernstlich daran, mir eine Stellung im Orden zu erobern; ich lebte wie ein Ascet und wühlte mich in die Bücher und Pergamente ein, welche sich mit der Vergangenheit des Ordens beschäftigten. Die Erhöhung dieses letzteren schien der Zweck meiner Studien zu sein, welche die Aufmerksamkeit der Obern erregten. Der Provinzial machte mich zu seinem Sekretär, und als dem Orden die große Erbschaft in Brüssel zufiel, wurde ich als der Vertrauenswürdigste von Ostende dahin gesandt, um die Summe zu erheben. Ich stand am Ziele

meiner Wünsche — die Gelegenheit, dem Orden einen tödtlichen Stoß zu versetzen, war mir unverhofft schnell geboten. Und indem ich meinen Haß befriedigte, bereicherte ich mich zugleich in enormer Weise. Alle Umstände begünstigten mich. Die Person, welche dem Orden die Million Francs vermacht hatte, die ich in Brüssel erheben sollte, war eine konvertirte Engländerin gewesen und hatte ihr Vermögen in Escompteſcheinen der engliſchen Bank angelegt. Ich brauchte alſo dieſe Scheine nur in London zu präſentiren, da ſie auf den Ueberbringer lauteten. Leichter war Niemandem ein Verbrechen gemacht worden. Ich überlegte auch nicht lange, erhob die Papiere, reiſte ſofort nach Rotterdam ab, ſchiffte mich dort nach London ein und erhob daſelbſt die fünfzigtauſend Pfund, welche die in ihren letzten Lebensjahren zum alleinſeligmachenden Glauben bekehrte Anglikanerin dem Orden vermacht hatte, deſſen Mitglied ihr frommer Beichtvater geweſen war."

„Sie gingen mit Ihrem Raube nach Amerika?" warf der Guardian ein.

„Der Zufall begünſtigte mich auch in dieſer Beziehung!" bejahte der Croupier. „Ich reiſte,

sobald ich das Geld in meiner Tasche hatte, auf gut Glück nach Liverpool und fand daselbst ein segelfertiges Schiff im Begriffe, nach New-Orleans abzugehen. In acht Wochen stieg ich in Amerika an's Land. Hier war ich zuerst darauf bedacht, mich vor Verfolgungen sicher zu stellen. Man wußte in Europa natürlich nicht, welche Richtung ich auf meiner Fucht eingeschlagen, aber der Gedanke, daß ich mich nach Amerika gewendet habe, war doch der nächstliegende. Aus diesem Grunde war es mir lieb, daß ich mich in New-Orleans befand, weil der Gedanke an New-York meinen Verfolgern näher liegen mußte. Es galt, sich für die nächste Zeit unsichtbar zu machen und erst dann wieder zum Vorschein zu kommen, wenn Gras gewachsen wäre über die Geschichte, und auch dann auf einem Punkte, wo man mich am wenigsten suchen und vermuthen würde. Das Innere Nordamerika's bot Schlupfwinkel genug demjenigen, der in dasselbe untertauchen wollte. Ich beschloß dies zu thun. Aber zuvor mußte ich mich natürlich des Geldes entledigen, denn dasselbe mit mir führen hieß so viel als es der größten Gefahr preisgeben. Ich zog Erkundigungen

ein, bei welchem Banquier eine so große Summe am besten aufgehoben wäre und man bezeichnete mir das Haus Summers und Compagnie als das am meisten vertrauenswürdige. Ich begab mich in die Wechselcomptoirs dieser Firma, in welchen es von Menschen — Bediensteten sowohl als Kunden — wimmelte. Als ich im Begriffe war, in die Geschäftslokalitäten einzutreten, fiel mein Blick zufällig auf einen Menschen, der mir frappant ähnlich war. Etwas kleiner als ich glich er mir doch im Uebrigen wie ein Zwillingsbruder dem andern. Er schien von der Aehnlichkeit, die er mit mir hatte, ebenso betreten wie ich, denn er blieb, sobald er mich gewahrt, stehen und sah mir kopfschüttelnd nach."

„Der Mann sieht Ihnen in der That so ähnlich, daß ich ihn selbst eine Zeit lang für Sie gehalten habe und daß erst Ihr Bruder den gordischen Knoten durchhieb!" sagte der Guardian.

„Was wissen Sie von jenem Manne?" fragte der Croupier mit erregter Stimme. „Sie können ihn doch nicht gesehen haben!"

„Ich habe ihn gesehen!" entgegnete der Guardian ruhig.

„Wann?“

„Vor wenigen Wochen!“

„Er lebt?“ schrie der Croupier mit funkelndem Auge.

Der Guardian nickte mit dem Kopfe.

„Er lebt in Europa?“ rief der Croupier in leidenschaftlichem Tone.

„Ich habe erst unlängst seine Spur verloren!“ gab der Guardian zurück.

„Das ist doch nicht leicht denkbar!“ meinte der Croupier mit Kopfschütteln. „Wie wäre mein Mörder nach Europa gekommen?“

„Ihr Mörder?“ fing der Guardian den von dem Croupier gewählten Ausdruck auf.

„Sein Verdienst ist es wenigstens nicht, wenn ich noch lebe!“ murmelte der Croupier. „Wenn es nach ihm gegangen wäre, faulte ich schon seit vierzig Jahren! Aber der Gedanke, daß er noch lebt, in meiner Nähe, in Europa lebt, gibt mir keine Ruhe. Sagen Sie mir doch — war's keine Täuschung? Aber pah — was frage ich erst! Muß denn der erste beste Mann, der mir ähnlich sieht, auch derselbe sein, mit dem ich es in Amerika zu thun hatte?“

„Wenn aber dieser Mann, der Ihnen so ähnlich sieht, daß er mit Ihnen verwechselt werden kann, einen Smaragdring trüge?“ bemerkte der Guardian mit Nachdruck.

„Einen Smaragdring?“ schrie der Croupier sich entfärbend und sah der Reihe nach den Guardian und seinen Bruder forschend an.

„Er trug den Smaragdring, der von unserem Vater stammt!“ versicherte Bultink. „Ich habe ihn gesehen!“

„Dann ist er's!“ schrie der Croupier. „Dann ist kein Zweifel möglich. Den Smaragd hat er mir vom Finger gezogen, nachdem er mich für todt auf dem Platze liegen gelassen hatte. Ich vermißte den Stein, als ich zu mir kam.“

„Er hat ihn anders fassen lassen und trägt ihn noch heute!“ bemerkte Bultink.

„Dann kann ja der Stein auch sein Verräther werden!“ sagte der Croupier. „Dann kommen wir ihm vielleicht wieder auf die Spur — geben Sie mir einige Anhaltspunkte und es müßte mit sonderbaren Dingen zugehn, wenn ich ihn nicht ausfindig machen sollte. Ich werde ihn suchen mit dem Instinkte des Hasses und dieser Instinkt

wird mich ihn finden lassen, wie er Sie mich finden ließ!“

„Wollen Sie uns wirklich behilflich sein, ihn zu entdecken?“ fragte der Guardian lebhaft.

„Ich werde ihn hetzen wie der Hund das Reh!“ schrie der Croupier mit funkelndem Auge. „Glauben Sie, daß er noch etwas von dem Raube bei sich hat?“

„Er war es also, der Ihnen die Million entriß?“

Der Croupier bejahte die Frage des Guardians mit einem stummen Kopfnicken und wiederholte dann:

„Glauben Sie, daß er noch etwas von dem Gelde besitzt?“

„Er schien bemittelt zu sein, als wir ihn entdeckten!“ erwiderte der Croupier. „Ob er reich ist, ob er Alles hat, was er Ihnen, was Sie uns genommen haben — wer kann das wissen?“

„Wir werden es erfahren — wir werden es sicher erfahren!“ rief der Croupier im Tone der Zuversicht. „Denn wenn er wirklich noch lebt, so liefere ich ihn Ihnen — ich könnte darauf schwören, daß ich ihn Ihnen zuführe.“

„Das wäre eine Art Sühne für Ihr Verbrechen!“ bemerkte der Guardian ernst.

„Verstehen Sie mich wohl!“ berichtigte der Croupier. „Ich liefere ihn Ihnen nicht, weil ich meine That bereue, sondern weil ich ihn hasse und ihm an den Leib will!“

„Das kann uns gleichgiltig sein, wenn wir ihn nur haben!“ sagte der Guardian. „Aber Sie haben uns noch nicht gesagt, wie er dazu kam, Ihnen die Frucht Ihres Verbrechens zu entwinden!“

„Sie unterbrachen mich, als ich Ihnen sagte, daß ich bei Summers und Compagnie in New-Orleans eingetreten war, um daselbst mein Geld zu deponiren!“ nahm der Croupier wieder den Faden der Erzählung auf.

„Beim Eintritte in die Comptoirs dieses Hauses war Ihnen eben jener Mann in's Auge gefallen, der Ihnen so ähnlich sah und der uns so lebhaft interessirt!“ bemerkte der Guardian.

Der Croupier nickte mit dem Kopfe und fuhr fort:

„In dem Wechselhause Summers und Compagnie besteht, wie in den meisten Bankhäusern

Amerikas, die Einrichtung einer strengen Geschäftstheilung. Eigene Bedienstete vermitteln die Depotgeschäfte, Andere die Wechselgeschäfte, wieder Andere die Bankgeschäfte. Zwischen den einzelnen Bediensteten sind Holzblenden aufgestellt, damit Einer den Andern nicht beirre. Diese Blenden bilden gegen die Zähltische zu Cabinen, während rückwärts die Communikation zu den Kassen für alle Commis eine offene ist. Ich begab mich zu der Depotabtheilung und trug dem Commis mein Anliegen vor. Ich wollte achtundvierzigtausend Pfund in der Art niederlegen, daß sie Niemand Anderem ausgefolgt würden als mir oder demjenigen, der sich mit der Urkunde und dem Smaragd auswiese, den ich am Finger trug. Auf diese Art glaubte ich mein Besitzthum am besten gesichert. Kam ich selbst es wieder abzuholen, so mußte mich einer der drei Commis, in deren Gegenwart das Geschäft abgeschlossen wurde, erkennen. Waren auch zwei abwesend, sei es, daß sie mittlerweile gestorben oder ausgetreten sein sollten, oder daß sie das Haus auswärts bei einer seiner Commanditen verwendete: einer von ihnen blieb doch zurück,

um mich zu recognosciren. Zudem hatte ich dann den Smaragd bei mir, der in dem Vertrage genau beschrieben wurde, und nebst diesem natürlich auch den Depotschein. Schickte ich irgend Jemanden, das Geld zu erheben, so legitimirte ihn eben dieser Schein und der Smaragd. Einen Zeitpunkt, wann die Summe erhoben werden dürfte, gab ich nicht an, weil vielleicht Jahre und Jahrzehende vergehen konnten, ehe ich den geeigneten Zeitpunkt gekommen glaubte, das Geld an mich zu nehmen."

„Hatten Sie nichts für den Fall vorgesehen, daß Sie zu Grunde gingen, ohne eine letztwillige, Verfügung getroffen zu haben?" warf der Guardian ein.

„Daran dachte ich nicht!" entgegnete der Croupier. „Ich war jung und rüstig — starb ich dennoch, so mochte mit dem Gelde geschehen, was da wollte. Mich befriedigte der Gedanke, daß ich es der todten Hand der Kirche entzogen. Aber ich dachte nicht an's Sterben und hoffte vielmehr, von dem Vermögen einmal recht angenehmen Nutzen für meine Person ziehen zu können. Mein Gedanke war, Amerika nach allen Richtungen

zu durchstreifen und zu studiren, jahrelang nicht zum Vorschein zu kommen, mir inzwischen einen geeigneten Platz für eine großartige Niederlassung auszusuchen und diese in dem Augenblick in's Leben zu rufen, wo ich das Nomadenleben satt haben und keine Gefahr mehr laufen würde, wenn ich auftauchte. Mein Vermögen mußte sich inzwischen durch die mittlerweile aufgelaufenen und nicht behobenen Zinsen noch vergrößert haben. Nachdem das Geschäft zwischen mir und dem Hause Summers und Compagnie in's Reine gebracht war, sah ich mich zufällig um und erblickte wenige Schritte von mir den Mann, der mir so ähnlich sah."

„Er war Zeuge Ihrer Unterredung mit den Commis des Hauses Summers gewesen?" fragte der Guardian lebhaft.

„Er muß Alles gehört haben!" entgegnete der Croupier. „Er muß unmittelbar nach mir in das Comptoir eingetreten sein, vielleicht aus Neugierde, welches Geschäft mich in dasselbe führe. Dadurch, daß ich ihm ähnlich sah, mochte ich ein Gegenstand lebhaften Interesses für ihn geworden sein. Er schien sich an den Tischen, an

welchen Geld gewechselt wurde, und die der Depotabtheilung gerade gegenüber lagen, etwas zu schaffen gemacht zu haben. Vielleicht wechselte er Geld, um seine Anwesenheit zu rechtfertigen, vielleicht auch hatte er nur auf einem der Sessel, die zu Dutzenden in dem Lokale umherstanden, Platz genommen. Wenn er sich den Anschein gab, auf Jemand zu warten, so konnte seine Anwesenheit nicht leicht auffallen, da das Comptoir einem Taubenschlage glich, und das Zu- und Abfluthen der Kunden kein Ende nahm. Mir fiel, als ich den Mann wieder erblickte, natürlich nichts Arges ein. Es war so natürlich, daß er hier war, da ich ihn ja fast zwischen der Thür angetroffen hatte, er also wahrscheinlich gleich mir im Begriffe gewesen war hier einzutreten. Auch darin, daß er mich jetzt grüßte und einige Worte über die Aehnlichkeit, die zwischen uns bestand, an mich richtete, fand ich nichts Außerordentliches. Im Gegentheil freute mich seine Annäherung, denn ich kannte in New-Orleans Niemand und er erwies sich als ein über alle Lokalverhältnisse sehr orientirter Mann. Ein Wort gab das andere, wir gaben uns ein

Stelldichein in einem Hôtel und als wir uns dort bei einer Bowle unterhielten, stellte es sich heraus, daß wir Beide gemeinschaftliche Ziele hatten, das heißt so ziemlich ziellos im Lande umherstreifen wollten. Wir beschlossen, die Reise zu Zweien zu machen. Im Anfang ging Alles gut von Statten, mein Reisegefährte erwies sich mir in Vielem nützlich und wußte sich durch seine angenehmen Manieren, seine Ortskenntnisse und tausend Gefälligkeiten, die er mir erzeigte, immer mehr mein Vertrauen zu gewinnen. Ich hatte daher nichts dagegen, als er mir den Vorschlag machte, die Reise in der Richtung gegen Mexiko fortzusetzen. Die Gegenden, in welche wir da kommen mußten, waren viel unwegsamer und einsamer als jene, die wir bisher durchstreift hatten, aber sie paßten mir, denn ich fühlte mich um so sicherer, je mehr ich mich von den bevölkerteren Provinzen entfernte."

Der Croupier hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne. Man sah es ihm an, daß er jetzt Begebenheiten werde berühren müssen, an welche zurückzudenken ihm peinlich war.

„Eines Tages," fuhr er nach tiefem Athem-

holen mit etwas zitternder Stimme fort, „ritten wir durch die Provinz Sonnora. Es war ein heißer Tag und ich schmachtete einem Trunke entgegen. Wir kamen zu einem Orte, an welchem eine Quelle zu sein schien. Wir saßen von den Pferden ab, banden sie an einen Baum und arbeiteten uns durch das Gestrüpp zu der Stelle, wo wir die Quelle vermutheten. Wir hatten uns in unserer Voraussetzung nicht getäuscht und fanden Wasser. Ich näherte mich der Erste demselben, aber in dem Augenblick, wo ich mich gegen das Wasser niederbeugte, erhielt ich von rückwärts einen Schlag auf den Kopf, der mich auf das Antlitz niederwarf und betäubte."

„Ihr Reisegefährte hatte Sie meuchlings überfallen?" warf der Guardian ein.

„Er hatte den Augenblick, wo ich ihm arglos den Rücken zuwandte, benutzt, um mir mit dem kleinen Handbeile, das er gleich mir neben andern Waffen und Werkzeugen im Gürtel trug, einen wohlgezielten Schlag auf das Hinterhaupt zu versetzen, der mich sofort besinnungslos niederstreckte. Ich weiß nicht, was weiter mit mir vorging. Er ließ mich jedenfalls für todt auf dem Platze zurück.

Wie lange ich leblos dagelegen hatte, weiß ich nicht. Mein Bewußtsein erwachte wieder, als ich mich in einer ärmlichen Hütte befand, in welche mich Goldsucher gebracht hatten, welche zufällig auf ihren Streifzügen durch Sonnora zu der Stelle gekommen waren, bei der mich mein Reisegefährte überfallen hatte. Sie kannten die Gegend und wußten über die Quellen Bescheid. Der Durst, der sie peinigte, hatte sie zu der Quelle geführt und meine Rettung veranlaßt. Meine Heilung ging sehr langsam vor sich, denn mein Kopf war e i n e Wunde. Mein Angreifer mußte, nachdem er mich mit dem ersten Schlage wehrlos gemacht hatte, noch mehrere Streiche gegen mich geführt haben, bis er glaubte, daß ich todt sei. Einer dieser Streiche, der mit der Schärfe des Beiles geführt worden, während die meisten andern mit der stumpfen Breitfläche geführt worden zu sein schienen, hatte den Stirnknochen und das Auge so getroffen, daß das letztere herausquoll."

„Wurden Sie sich sofort über die Absicht klar, in welcher der Angriff gegen Sie verübt worden?" erkundigte sich der Guardian.

„Ich gewann mein Bewußtsein zunächst nur

auf Augenblicke und schwebte wochenlang zwischen Leben und Sterben. Ich mußte sozusagen erst neu denken lernen. Als ich einen klaren Ueberblick über meine Lage erhielt, als ich die Entdeckung machte, daß mir außer dem Smaragd und dem Depotscheine nichts an Habseligkeiten fehlte, wurde ich natürlich inne, daß ich das Opfer eines schlau angelegten Planes geworden, daß mein Reisegefährte meine Unterhandlung im Summers'schen Comptoir belauscht und wahrscheinlich schon in diesem letzteren den Entschluß gefaßt hatte, sich um jeden Preis in den Besitz des Smaragdes und der Urkunde über das deponirte Geld zu setzen. Es leuchtete mir ein, daß er auch seine merkwürdige Aehnlichkeit mit mir in das Bereich seiner Combination gezogen. Er mußte von den Commis des Hauses Summers für mich gehalten werden, vollends wenn er den Smaragd am Finger hatte und den Depotschein vorwies. Ich erkannte die Gefahr, in welcher mein bei Summers deponirtes Geld schwebte. Aber ich konnte nichts thun, um diese Gefahr zu beschwören. Ich war krank und hilflos, von fremden Leuten umgeben und mußte mit Rücksicht auf die Art,

wie ich zu dem Gelde gekommen war, die äußerste Vorsicht walten lassen, wollte ich mich nicht persönlich gefährden. So brachte ich sechs Monate unter Angst und Sorgen zu, ehe ich im Stande war, eine Reise antreten zu können. Ich fand mich mit den Leuten, die mich gerettet und gepflegt hatten, in anständiger Weise ab, denn wie gesagt, mein Angreifer hatte es nur auf den Ring und den Schuldschein abgesehen gehabt und mir die fünfhundert Pfund, die ich bei mir gehabt, als er mich angefallen, gelassen. Er mochte sich bei der sicheren Aussicht auf den nahen großen Gewinn, der ihm nicht entgehen konnte, mit der Kleinigkeit nicht befassen."

„Er erhob die achtundvierzigtausend Pfund bei dem Hause Summers und Compagnie in New-Orleans?" drängte der Guardian.

Der Croupier nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Als ich in New-Orleans bei Summers und Compagnie vorsprach, sah man mich erstaunt an und sagte mir, daß ich selbst vor vier Monaten das Geld erhoben habe. Was ich also gefürchtet hatte, war eingetroffen. Mein Doppelgänger hatte sich für mich ausgegeben, und da er auch

den Depotschein produzirte und den Smaragd am Finger trug, so hatte man keinen Anstand genommen, ihm die deponirte Summe auszufolgen. Als ich erzählte, was mir begegnet sei, erkannten die Commis wohl, daß ich der wahre Gläubiger des Hauses Summers sei und daß sie sich von einem Gauner hatten täuschen lassen. Aber sie verweigerten natürlich die nochmalige Auszahlung des Geldes. Man sagte mir, ich möge die Summe einklagen. Abgesehen davon, daß ich Gründe hatte, einen Aufsehen erregenden Proceß zu scheuen, bei welchem mein Name im Zusammenhange mit dem pikanten Rechtsfalle in hundert Journale gekommen wäre, so hatte ich auch sehr geringe Chancen für mich, den Proceß zu gewinnen. War es doch ausgemacht gewesen, daß die Summe demjenigen anstandslos ausgefolgt werden könne, der sich durch den Smaragd und den Depotschein als von mir gesandt auswiese. Mein Doppelgänger hatte aber Beides produzirt, das Haus Summers war also, ganz abgesehen davon, daß es ihn für mich selbst gehalten, vollkommen berechtigt gewesen, ihm das Geld auszufolgen. Mir blieb also nach reiflicher Ueberlegung nichts

übrig, als zu schweigen und den Verlust zu verschmerzen. Ja, die Klugheit erforderte sogar, daß ich möglichst rasch und spurlos aus New-Orleans verschwände, da ich, wenn das Haus Summers den Fall durch die Journale zur Publizität brachte, nicht vollkommen sicher war, daß der Orden nicht auf meine Spur käme. Ich trieb mich noch einige Jahre in Mexiko und Mittelamerika umher, ging dann nach den südamerikanischen Republiken, machte manche Versuche, mich in dieser oder jener Stellung in die Höhe zu schwingen, sah jedoch alle meine Bemühungen scheitern. Die Noth zwang mich, eine Anstellung bei einer amerikanischen Spielbank anzunehmen. Nachdem ich mich so über dreißig Jahre in Amerika umhergeschlagen hatte, trieb mich das Heimweh nach Europa zurück. Ich hielt mich dort, wenn ich nicht die Gefahr geradezu herausforderte, für vollkommen sicher, nachdem mehr als ein Menschenalter seit der That, die mich zur Flucht getrieben, verflossen war. Wenn ich also Belgien mied, glaubte ich unangefochten in Europa leben zu können. Zudem war ich so gealtert, daß ich dachte, es würde mich bei einer zufälligen Be-

gegnung selbst derjenige nicht so leicht wieder-erkennen, der in meiner Jugend mit mir verkehrt hatte. Daß mich der Zufall meinem Bruder gegenüber bringen würde, hatte ich natürlich nicht erwarten können. Ich ging zuerst nach Monaco, lebte durch mehrere Jahre bei der dortigen Spiel-bank als Croupier und nahm vor drei Jahren eine ähnliche Anstellung in Wiesbaden an. Jetzt kennen Sie meine Geschichte und nun wiederhole ich Ihnen auch, daß ich mich Ihnen zur Verfü-gung stelle, um den Mann ausfindig zu machen, der mir den Reichthum, den ich mir gesichert zu haben glaubte, aus der Hand gewunden hat. Geben Sie mir die nöthigen Anhaltspunkte, die mich auf die Spur meines Doppelgängers führen können!“

Der Guardian erzählte dem Croupier, wo er den Amerikaner getroffen und auf welche räthsel-hafte Art sich derselbe seinen Blicken entzogen habe.

Siebentes Buch.

Der Judendoctor.



Erstes Kapitel.

Die Cholera.

In Birkenschlag herrschte die Cholera und es sah daselbst sehr traurig aus. Die Glocke des Kirchthurmes wurde nicht müde, ihre Sterbesignale zu heulen, und es gab Tage, an denen sie fünfzehn bis zwanzig Mal in Bewegung gesetzt wurde. Auf den Gassen sah man nur Särge tragen und den Priester eilen, um Sterbenden die letzte Tröstung zu bieten und den Verstorbenen das letzte Geleite zu geben. Kaum daß ihm bei dieser Funktion die nächsten Angehörigen assistirten — die Freunde und Bekannten wagten es nicht zu kommen, und was dem Leichenzuge begegnete, blieb nicht, wie dies sonst wohl üblich, neugierig oder theilnahmsvoll stehen, sondern beschrieb einen Umweg, um in diese oder jene Seitenstraße zu flüchten.

Einzelne Häuser waren bereits geschlossen, und das mit weißer Kreide auf der schwarzen Thürplatte gemalte Kreuz kündete den Vorübergehenden an, daß das Haus ausgestorben sei.

Die Häuser, in welchen die Krankheit wüthete, trugen auf der Hausthüre ein „Gott besser's!“ als Aufschrift, und da gab es wenige Häuser, welche von dem Motto frei waren.

Eines der so wunderbar begünstigten Häuser war das Gasthaus zum Löwen, auf das wir eben einen jungen Mann zuschreiten sehen. Der Lügele Franz gehörte zu den Stammgästen des Löwen und war ein aufgeräumter Bursche, dem in guten Tagen der Faden des Humors nie ausging. Das Gesicht, mit dem sich Lügele jetzt dem Gasthause nähert, ist aber ein weit melancholischeres, als er es in gewöhnlicher Zeit zur Schau zu tragen pflegt.

Er wirft einen forschenden Blick auf die Thür des Einkehrwirthshauses und athmet aus erleichterter Brust, als er das verhängnißvolle „Gott besser's!“ immer noch nicht erschaut.

„Ist doch ein prächtiges Haus, dieser Löwe!“ bemerkte er im Eintreten, sein Wort an die Tisch-

gesellschaft richtend, welche sich aus dem Kürschner, dem Mützenmacher und dem Lebzeltner formirt, welcher letztere zugleich die Gastwirthschaft im Löwen führt. Auch der Schulmeister ist da, denn er hat ewige Ferien, da die Behörde aus Gesundheitsrücksichten die Schließung der Schule angeordnet hat. Nur der Chirurg, der sonst auch zu der Stammgesellschaft zu gehören pflegte, fehlt, denn er weiß vor Geschäften nicht, wo ihm der Kopf steht, da der eigentliche Stadtarzt Doctor Fribus nicht im Stande ist, den Sanitätsdienst allein zu versehen und seit acht Tagen die Beihilfe des Chirurgen in Anspruch nimmt.

„Ist das doch ein prächtiges Haus, dieser Löwe!“ wiederholte der Lügele, seinen Platz am Tische einnehmend. „Ringsherum fallen die Leute wie Mücken hin, auf allen Hausthüren steht der unheimliche Spruch, der einem allen Durst und Appetit zu vertreiben geeignet ist — und im Löwen ist man sicher wie in Abrahams Schooß!“

„Das macht das gute Bier!“ mischte sich der Lebzeltner in's Gespräch, ein volles Becherglas vor den Lügele hinstellend. „Wer mein Bier trinkt, bekommt keine Cholera! Das hat sich glänzend

bewährt, und es sollte mich nicht wundern, wenn ein Arzt auf den Einfall käme, den Choleratyphus durch Bier zu kuriren — selbstverständlich müßte es mein Bier sein, da sich dieses schon bewährt hat!“

„Macht doch dem Doctor Fribus den Vorschlag, Euer Bier bei seiner Behandlungsmethode in Anwendung zu bringen!“ warf Lügele spöttisch hin.

„Mit dem Doctor Fribus scheint es mir auch nicht ganz richtig zu sein!“ seufzte der Schulmeister. „Unter seinen Händen scheint sich die Seuche erst recht zu entwickeln! Und wenn man bedenkt, daß, wer in des Fribus Hände fällt, auch schon so gut wie verloren ist, so steigen Einem kuriose Gedanken auf. Oder habt Ihr schon Jemanden gesehen, den Fribus herausgerissen hätte? Der Chirurg hat doch wieder einige Patienten auf die Beine gebracht — aber dem Fribus stirbt Alles so zu sagen unter der Hand.“

„Wahr — wahr!“ seufzte der Kürschner. „Ich kann's bezeugen.“

„Ihr lebt ja aber noch!“ warf Lügele spöttisch ein.

„Aber der Krämer in meinem Hause lebt nicht mehr — und sein Weib ist auch todt — und beide starben so zu sagen, wie sie der Fribus angesehen!“

„Ich habe mir überhaupt seltsame Dinge von der Curmethode des Doctors Fribus erzählen lassen!“ fiel der Schullehrer kopfschüttelnd ein. „Es heißt, daß Fribus gar nicht in das Zimmer eintritt, in welchem sich der Kranke befindet. Er bleibt auf der Schwelle stehen, läßt sich den Patienten bringen, bleibt ihm drei Schritte vom Leibe, klopft ihm mit einem Stäbchen auf den Bauch, und je nach dem Tone, den der Bauch von sich gibt, richtet er seine Behandlung ein. Immer auf der Schwelle stehen bleibend, schreibt er mit dem Bleistifte stehend sein Recept auf einem aus seiner Brieftasche gerissenen Blättchen. Dann geht er wieder. In der Regel braucht er sich auch nicht zum zweiten Mal zu bemühen, denn wenn er am folgenden Tage vorspricht, braucht der Kranke kein Recept mehr.“

„Ganz so, wie Ihr es da erzählt, geht es zu!“ fiel der Kürschner dem Schullehrer lebhaft in's Wort. „Ganz so ist's bei dem Krämer zugegangen

— ich hab's gesehen mit diesen meinen eigenen Augen. Den Stab hat er genommen, dem Krämer auf den Bauch geklopft, über den hohlen Ton, den er zu hören bekam, ein bedenkliches Gesicht geschnitten und darnach ordinirt. In der Nacht war der Krämer eine Leiche!"

„Und weiß Niemand, was der Doctor mit dem Bauchklopfen haben will?" warf der Mützenmacher ein.

„Ich habe den Chirurgen darnach gefragt," belehrte der Schullehrer, „und der hat gesagt, daß man das Perkutiren und Auskultiren nennt. Aber dazu, daß der Doctor die Theorie der Perkussion auch auf den Bauch anwendet, hat der Chirurg den Kopf geschüttelt. Es gibt eine neue Schule, sagte er, welche die Krankheiten der Lunge und des Brustfells durch das Perkutiren erkennen will. Der Arzt braucht nur die Brust und den Rücken zu beklopfen, um aus dem vollen oder hohlen Ton, der ihm entgegenschallt, auf eine gute oder schlechte Brust schließen zu können."

„Merkwürdig!" verwunderte sich der Kürschner und setzte naiv hinzu: „Was macht denn der

Arzt, der nicht musikalisch ist und die Töne von einander nicht zu unterscheiden weiß?“

„Das ist seine Sache!“ meinte der Schullehrer achselzuckend. „Wir haben es hier nur mit der originellen Anschauungsweise des Doctor Fribus zu thun, der die Perkussionsmethode von der Brust auch auf den Bauch ausdehnen will. Das ist's eben, worüber sich der Chirurg entsetzt und was er für eine fixe Idee des Doctors erklärt, die viel Unheil stiften kann!“

„Mir kam es längst so vor, als ob es mit dem Doctor Fribus nicht richtig wäre,“ äußerte der Kürschner bedenklich. „Ich will nicht geradezu behaupten, daß er ein Narr sei, aber etwas Faules steckt hinter der Geschichte.“

„Habt Ihr gehört von des Doctors Fribus eigenthümlichem Promemoria, welches er im vorigen Jahre der medizinischen Fakultät zur Einbegleitung an die Regierung unterbreitete?“ ließ sich der Schullehrer vernehmen. „Fribus bat, daß die Verfügung getroffen werde, damit die zum Tode verurtheilten Verbrecher lebendig dem Secirsaale überantwortet würden. Der Kadaver genügte ihm nicht — er deducirte, daß man den lebendigen

Leib haben müsse, um an ihm anatomische Studien zu machen, indem man Glied nach Glied wegschneidet und das noch pulsirende Leben der wissenschaftlichen Beobachtung unterzieht. Ein solches Verfahren würde, behauptete Fribus, der Medicin ein noch ungeahntes, neues Experimentalreich erschließen und der Forschung neue, glänzende Bahnen öffnen!"

„Und wie nahm die medizinische Fakultät die Denkschrift auf?" erkundigte sich der Kürschner gespannt.

„Man beschied den Doctor, daß der lebendige Leib des zum Tode verurtheilten Verbrechers dem Staate gehöre, damit er an ihm die heilige Pflicht der Gerechtigkeit übe, und daß keine Veranlassung vorliege, des Doctors Antrag gutachtlich weiter zu befördern," belehrte der Schulmeister. „Seitdem Doctor Fribus dieser Bescheid wurde, der eine seiner Lieblingsideen vernichtete, will man bemerkt haben, daß sich derselbe mehr als je zur Melancholie hinneigte und mit besonderer Leidenschaft die Lehre von der Perkussion auch auf den Bauch ausdehnte."

„Aber der Apotheker und der Chirurg standen

sich immer ganz gut bei des Doctors Behandlungsweise," wandte der Kürschner ein. „Der Letztere wurde mit den Aderlässen gar nicht fertig, und oft gingen ihm die Vorräthe an Blutegeln aus!"

„Ja — auf das Blutzapfen versteht sich der Fribus," nickte der Schullehrer. „Er hat es dahin gebracht, daß es hier Leute gibt, welche nicht leben können, ohne sich monatlich regelmäßig zur Ader zu lassen. Und wen's in der Seite sticht, der kann sicher sein, zwanzig Blutegel zu bekommen — darum, sagt unser Freund, der Chirurg, kommt in Birkenschlag und der Umgegend die Wassersucht so häufig vor."

„Das Komischeste ist aber doch gewiß," mischte sich Lügele endlich wieder in die Unterhaltung, „daß Doctor Fribus seine Rezepte in letzter Zeit selbst bereitet. Er hat dreierlei Pulver, die eine bestimmte Taxe haben. Er führt deren zu zehn, zwanzig und dreißig Kreuzern. Die ersteren sind nur für die armen Leute und nur für gewisse Krankheiten. Die für zwanzig Kreuzer sind schon für die Honorationen, aber auch nur für einzelne Krankheiten. Die Pulver zu dreißig Kreuzern

sind aber gegen jede Krankheit gut, und wer dem Doktor dreißig Kreuzer zahlt, erhält ein Pulver, welches er als Universalmittel gegen den Tod in der Tasche tragen kann."

Die Anderen sahen Lügele zweifelnd an und der Kürschner gab sein Mißtrauen in dessen Behauptung durch den Ausruf kund:

„Das wird wieder solch ein müssiges Geschichtchen von dem Lügele sein, ersonnen, uns zu foppen!"

Es war auffallend, daß Lügele, der immer seine ganze Ruhe zu bewahren wußte, wenn es galt, für eine angefochtene Lüge einzustehen, diesmal ungewöhnlich heftig wurde, auf den Tisch schlug und ausrief:

„Ich will morgen den Spruch „Gott besser's an meiner Hausthür lesen, wenn ich lüge!"

„Das heißt sich arg vermessen!" meinte der Mützenmacher.

„Jetzt werdet Ihr mir's doch glauben?" eiferte Lügele weiter. „Wenn ich noch so viel in meinem Leben gelogen habe — das ist die pure Wahrheit! Als ich vor einem halben Jahre das Fieber hatte, schleppte ich mich zum Doctor Fri-

bus, und da ließ er mir die Wahl zwischen den drei Pulvern. Ich nahm der Kuriosität wegen das theuerste — hab's noch zu Hause und Ihr könnt es sehen, wenn Ihr wollt. Denn als ich davon kostete, wurde mir so todtenübel, daß ich jede Lust verlor, mich damit zu curiren."

„Ihr hättet es doch dem Chirurgen zeigen sollen, damit er Euch gesagt hätte, was darin sei," sagte der Kürschner lächelnd.

„Das habe ich auch gethan, und der Chirurg sagte, das Pulver sei eine Composition von Brechweinstein, Goldschwefel, Ammoniak und Salmiak! Doktor Fribus hat in seiner ganzen Praxis nie etwas Anderes verschrieben, als eines von diesen vier liebenswürdigen Dingen, oder auch nach Umständen eine Mischung von zweien, dreien oder gar allen vieren. Die glänzenden Curen, die er durch diese vier Dinge erzielte, brachten ihn wahrscheinlich auch auf den Gedanken, sie in dem Universalpulver zu dreißig Kreuzern zu vereinigen."

„Jetzt begreife ich, warum mir der Apotheker, als ich einmal Ipekakuanha verlangte, sagte, daß er eben davon nichts vorräthig habe, dagegen

könne ich von Brechweinstein, Salmiak, Goldschwefel und Ammoniak so viel haben als ich wolle!" bemerkte der Schullehrer. „Die übrigen Artikel der Pharmakologie lasse er in der Regel ausgehen, weil sie doch fast nie zur Anwendung kämen."

„Wenn man bei der Cholera das Lachen nicht ganz verlernte, so würde man herzlich über eine Cur lachen, die Fribus kürzlich in Hirzelkamm ausführte," nahm der Mützenmacher das Wort. „Der dortige Brachbauer, der reichste Mann im Orte, sah sein Kind seit Monaten immer mehr hinsiechen und durch eine nicht zu stillende Diarrhöe von Tag zu Tag schwächer werden. Die Pulver des Doctors Fribus halfen nicht, so viele deren auch das arme Kind von der theuersten Sorte schon hatte verschlucken müssen. Da machte sich der Brachbauer auf und holte eines Tages, ohne dem Ordinarius etwas zu sagen, den Doctor aus Wimpen in seinem Wagen ab, damit er das Kind ansehe und seine Meinung sage. Der Doktor aus Wimpen ist eine Jude, aber ein grundgescheidter Mensch. Der sah das Kind an, schüttelte den Kopf zu des Doctor Fribus Be-

handlungsart und fragte den Brachbauer, ob er Wein im Hause habe? Zehn Flaschen vom besten! lautete die Antwort. Dann gebt dem Kinde eine Weinsuppe! ordinirte der Judendoctor. Der Brachbauer entsetzte sich und warf ein: Aber ich habe dem Doctor Fribus gleich im Anfang proponirt, dem Kinde eine Weinsuppe beizubringen, weil mir das Mittel mehrfach selbst in ähnlichen Zuständen die besten Dienste geleistet. Aber der wollte nichts von einer Weinsuppe hören, sagte, sie müßte das Kind tödten, und ich möge demselben nur fort von den Pillen geben. — Thut, was ich Euch sage, und gebt dem Kinde die Weinsuppe! verharrte der Doctor aus Wimpen. Als Fribus am nächsten Morgen kam, fand er das Kind wunderbar gekräftigt. Seht, sagte er zum Brachbauer, das haben meine Pillen gemacht! Jetzt fangen sie an zu wirken; gebt dem Kinde heute nur eine doppelte Dosis von meinem Pulver! Selbstverständlich erhielt das Kind wieder seine Weinsuppe, die es in acht Tagen genesen machte, und die Dreißigkreuzerpillen des Doctor Fribus wanderten zum Fenster hinaus. Später hat der Brachbauer aber die Geschichte aufge-

bracht und sie Jedermann erzählt, was dem Doc- tor Fribus nicht wenig in seiner Prax schadete, da sich die Leute fortan bei bedenklichen Angelegenheiten immer mehr an den Judendoctor in Wimpen wandten, dessen Anblick Fribus immer einen Stich durch's Herz gibt."

„Man erzählte sich auch," äußerte der Schullehrer, „daß die Leute, wenn ihnen etwas fehlt, gar nicht mehr zu dem Doctor Fribus schicken, eben weil sie wissen, daß er immer und bei allen Krankheitserscheinungen dasselbe verschreibt. Sie sparen das Honorar und schicken das oft mehrere Jahre zurückdatirende Recept zum hundertsten Mal in die Apotheke, sicher, nach zehn Jahren dasselbe zu erhalten, was sie vor zehn Jahren erhalten hatten, und was ihnen der gute Doctor auch heute verschrieben hätte, wenn sie so unpraktisch gewesen wären, ihn rufen zu lassen: Ammoniak, Brechweinstein, Salmiak und Goldschwefel!"

Lügele erhob sich, nachdem er heute, Dank der gedrückten Stimmung, in welche selbst ihn, den sonst allzeit Witzfertigen, die öffentliche Kalamität versetzte, eine weit geringere Gesprächigkeit als sonst entwickelt hatte, und die Anderen wollten

sein Beispiel eben nachahmen und sich gleichfalls entfernen, als der Chirurg in der größten Aufregung und mit verstörter Miene hereinstürzte.

Alle sahen ihn verwundert an, da sie stets die größte Kaltblütigkeit an ihm wahrzunehmen gewohnt waren, und der Schullehrer sagte bedenklich:

„Die Seuche muß heute fürchterlich gewirthschaftet haben, daß unser Freund Feuersteinchen so sinnverwirrt dreinsieht!"

„Ich hab's ja vom Anfang an gesagt, daß es ein großes Unglück geben wird!" stöhnte der Chirurg. „Eine Maß vom Besten, Lebzeltner!"

Der Lebzeltner schlich sich zögernd aus der Stube, in welcher es jetzt etwas Interessantes zu hören gab.

„Wie viele sind denn heute gestorben?" erkundigte sich der ängstliche Mützenmacher.

„Zweiundzwanzig!"

„Zweiundzwanzig!" murmelte der Mützenmacher sich entfärbend. „Das kann ja nicht lange mehr so fortgehen, wenn wir am Leben bleiben sollen!"

„Jetzt wird's besser werden — das Aergste

liegt hinter uns," — tröstete der Chirurg. „Ich hab's immer gesagt, es ist etwas Faules in der ganzen Geschichte mit dem Doctor Fribus, denn sein Bauchklopfen gefiel mir gleich nicht. Aber ich hatte nichts drein zu sprechen, wenn ich mich nicht von ihm einen unverständigen Pflasterschmierer wollte schimpfen lassen — denn ich bin nicht graduirt. Aber jetzt ist es da — jetzt haben wir's — über zweihundert Menschen hat er umgebracht, die alle vielleicht heute noch lebten, wenn man ihn früher unschädlich gemacht hätte!"

„Zweihundert Menschen!" entsetzte sich der Mützenmacher.

„Das ewige Sterben kam dem Amte endlich denn doch zu auffallend vor, und dasselbe requirirte gestern den Judendoctor von Wimpen."

„Gott sei gedankt!" entschlüpfte es dem Schullehrer.

„Des Judendoctors erstes Wort, nachdem er sich des Doctor Fribus Recepte hatte zeigen und dessen Behandlungsart hatte erklären lassen, war: Der Doctor ist wahnsinnig! Er suchte um ämtliche Assistenz an, und seit heute Morgen zehn Uhr beging eine förmliche Kommission die Häu-

ser der Patienten. Voran der Ordinarius Doctor Fribus, hinterdrein der Kommissarius vom Amte und der Doctor aus Wimpen, in letzter Linie ich, der Chirurg. Der Doctor Fribus machte wie gewöhnlich seine Schwänke, blieb auf der Schwelle stehen, klopfte dem Kranken auf den Bauch und verschrieb dann etwas, wovon der Judendoctor, sobald Fribus zur Thür heraus war, erklärte, daß das Mittel ein Roß, geschweige denn einen Cholerakranken umbringen müsse. Auch setzte sich der Judendoctor sofort hin, sah sich seinen Patienten genau an, und verschrieb etwas ganz Anderes, was mir nach meinem schlichten Verstande und meiner Prax jedenfalls weit zweckmäßiger schien. Des Doctor Fribus Rezepte nahm der ämtliche Kommissarius in Empfang. So ging es von Haus zu Haus, bis der Kommissär die Sache satt bekam, und nachdem wir zwölf Häuser abgegangen hatten, den Judendoctor bei Seite nahm, eine kurze und ernste Unterredung mit ihm pflog, deren Resultat ein Protokoll war, welches auch mir zur Unterfertigung vorgelegt wurde, und den Wahnsinn bei Doctor Fribus als ausgebrochen konstatirte.

Der Kommissarius ersuchte den Judendoctor, bis auf Weiteres zu bleiben, und seine Thätigkeit den Kranken von Birkenschlag zu widmen."

Der Chirurg hatte kaum geendet, als ein Bote vom Amte eintrat.

„Ist der Lebzeltner da?" fragte er.

„Da kommt er!" entgegnete der Kürschner, mit der Hand auf den mit der Bierkanne eintretenden Lebzeltner zeigend.

„Könnt mich einen Schluck thun lassen, Lebzeltner," sagte der Amtsbote, „und inzwischen einspannen lassen!"

„Einspannen? — wohin soll's denn so eilig?"

„Nach der Hauptstadt!"

„Was Ihr sagt! Was gibt's denn so Expresses?"

„Einen Narren in's Irrenhaus zu schaffen, der schon seit acht Tagen in demselben hätte sein sollen!"

„Doch nicht den Doctor Fribus?" warfen zwei Stimmen gleichzeitig ein.

„Niemand Anderen!" erwiederte der Amtsbote.

Zweites Kapitel.

Der Judendoctor.

Mit dem Judendoctor in Wimpen hatte es eine eigene Bewandtniß. Sein Lebenslauf war ein sehr interessanter, seine Vergangenheit, von der man freilich weder in Birkenschlag, noch in Wimpen etwas wußte, eine ungemein bewegte. Er war ein Kind der prager Judenstadt und es verlohnt sich einen Blick auf sein Leben zu werfen, in welchem sich gleichsam die Bewegung widerspiegelte, welche Oesterreich in den Jahren der Erhebung und der unmittelbar darauf folgenden Reaktion erfaßt hatte.

Eines Tages war der Musiksaal auf der Sofieninsel in Prag dichtgedrängt, denn die Industrie hatte unter der Maske der Kunst ein neues Mittel ersonnen, das Interesse der neugierigen,

müßiggehenden Bevölkerung zu spannen. Das Publikum sollte den Preisrichter einer Partie aufzuführender Tanzstücke spielen.

In einer Saalecke stand ein hoher schlanker Mann, dessen Antlitz ein orientalisches Gepräge zur Schau trug. Trotz der vielleicht zu scharf gebogenen Nase war er schön zu nennen, denn zwei schwarze feurige Augen blitzten wie Leuchtkugeln unter den dunkeln Augenbrauen und aus der dichten Nacht des Bartes hervor, der das blasse, edle Gesicht in wilder Ungenirtheit bedeckte. Das Haupthaar, glänzend schwarz wie der Bart, fiel in gekrausten Locken rückwärts herab, und berührte den weißen Hals, der ohne Tuchumhüllung der Dezemberkälte Hohn sprach.

Den Carbonarimantel nachlässig über die Schulter geschlagen, stand der junge Mann in seiner Ecke; musternd streifte sein Auge die Damenflora, die den Mittelpunkt des Saales einnahm; über dieses halbe Tausend von Schönheiten schweifte sein Blick gleichgiltig hin, bis er an dem entgegengesetzten Saalende auf einer Erscheinung haften blieb, die vielleicht am wenigsten unter den anwesenden Damen geeignet war, den

Männerblick zu fesseln. Wohl war die Gestalt schlank und tadellos, aber wie sie sich jetzt gelangweilt erhob, offenbarte sie eine bereits zu auffallende Höhe, als daß man sie hätte angenehm nennen können. Der junge Mann ließ jedoch, durch die übertrieben schlanke Figur der Dame nicht im mindesten zurückgeschreckt, sein Auge fest auf ihr ruhen und wurde nicht einmal durch die sich einem aufmerksamen Beobachter bald offenbarenden Unschönheiten ihres Gesichtes zurückgeschreckt.

Er fand, da er nun einmal keinen Beruf zur Kritik in sich fühlte, die große, in scharfer Biegung herabfallende Nase durchaus nicht so komisch, wie sie jenem Klub junger Löwen erscheinen mochte, der, als bedürfe er außerordentlicher Mittel, den inneren Frost auf Momente los zu werden, an den ungeheuren Saalofen gedrängt, seine witzigen Bemerkungen selbstgefällig losließ, daß sie wie züngelnde Raketen durch die Saalräume zischten. Die Stirn der jungen Dame, ob auch schroff und etwas niedrig aufsteigend, däuchte ihm so unedel nicht, und die Augen, über deren herausfordernd kokettes Herumirren sich

jene jungen Herren eben moquirten, vielleicht nur, weil sie keiner sonderlichen Aufmerksamkeit gewürdigt wurden, erschienen ihm als zwei Brillanten, strahlend im Feuer ungewöhnlichen Geistes.

Warum der junge Mann die ihm ganz unbekannte Dame wohl so interessant fand? Vielleicht weil sie, von seinem Blicke zufällig gestreift, so recht vom Herzen gegähnt hatte und dies in dem Momente, da das Publikum in einen donnernden Beifallssturm ausbrach, um eine Polka zu krönen. Die Herren klatschten, daß die löbliche Handschuhmacherzunft ihre Freude gehabt hätte an dieser energischen Unterstützung ihres Geschäftes; und während da die Nähte platzten, schlugen hundert liebliche Damen den Takt mit den kleinen Füßchen und ihre Herzen schwelgten in den Genüssen des Faschings, ihre Züge verklärten sich, in extatischem Feuer glühten die Augen, die Lippe flüsterte unaufhörlich: „himmlisch! herrlich! Diese Polka wird sich vortrefflich tanzen!“

Und inmitten dieses lauten und stillen Jubels erhob sich jene Dame und ließ einen Blick der Langeweile, verdrossen und mitleidig zugleich durch den Saal schweifen, und diesen Blick bekräftigend

rief das gleichgiltige Gähnen in stummer aber eindringlicher Sprache das Anathem über die Erbärmlichkeit des Treibens rings umher.

„Ein außerordentlicher Geist! Ein tiefes, ernstes, heiliges Gemüth!“ also jubelte es in dem Herzen des Beobachters, und je länger er die ungewöhnliche Erscheinung in's Auge faßte, desto reizender malte er sich ihre körperliche und geistige Persönlichkeit aus und in dem bis dahin öden und einsamen Herzen loderte ein Lichtmeer auf, die Engel sangen zu goldbesaiteten Harfen Wunderlieder und in Jubelchören brauste es: „der Heiland ist erstanden — Halleluja!“

Durch das Gedränge brach er sich mit Gewalt Bahn und die nächste Minute sah ihn an der Seite der fremden Dame.

„Sie scheinen, mein Fräulein,“ begann er mit einem ironischen Lächeln, „kein großes Behagen an dem Richteramte zu finden, das hier in so kleinlicher Angelegenheit die Elite der prager Bevölkerung übernommen. Wenn ich vergessen könnte, wo ich bin, und um was es sich hier handelt, wenn ich mein Gedächtniß hinauswerfen könnte aus meinem Hirn, und Aug und Ohr nur

zu eigen behielte: so würde ich einen Augenblick in dem herzerhebenden Wahne leben, ein begabter, genialer Mann spreche hier seine politische Ueberzeugung vor seinen horchenden Mitbürgern aus und tausendstimmiger Jubel antworte ihm."

„Und ich dachte wieder einen Augenblick," antwortete die Dame, den Unbekannten mit Interesse anblickend, lebhaft, „wenn ein Uhland, ein Freiligrath oder ein Herwegh da hinausträte auf die Tribüne, woher die ohrenzerreißenden Posaunentöne in die Tiefe niederschmettern und ein Freiheitslied zu lesen begänne: glauben Sie wohl, daß seiner Begeisterung ein ebenso begeisterter Jubelausbruch sympathetisch antworten würde, wie hier dem Zweivierteltaktkompot eines Galoppkomponisten?"

„Unsere Gedanken haben sich gekreuzt auf verwandtem Gebiete:" jubelte der junge Mann, der seine glänzende Voraussetzung rücksichtlich der ungewöhnlichen Persönlichkeit der Dame gerechtfertigt fand; „wir haben beide der Welt der Sinne mitleidig Adieu gesagt, und uns mit Hilfe des geistigen Auges auf den Schlachtboden geworfen, der von Trümmern des Geistes gedüngt wird!"

„Warum sollte man in einem trüben, niederschlagenden Momente den Blick nicht richten auf eine reine, helle Perspektive? Wer weiß, ob nicht eine Zukunft kommt, von der wir sagen werden: das ist unsere Zeit! Das Eisen wird geschmiedet, tausend Hämmer arbeiten in ewig frischer Glut — wer weiß, ob das Wort der Poeten einst nicht ebenso stürmische Antwort finden wird in der Brust dieser profanen Welt wie in diesem Augenblick der Tanzrythmus?“

„Das Wort der Poeten, mein Fräulein?“ brauste der Jüngling freudevoll auf, und seine Stimme war Melodie, weil alles Harmonie und Musik in seiner Seele war in diesem herrlichsten Momente seines Lebens, in welchem er da auf ein Verständniß traf, wo ihm bisher immer nur die schalste Gewöhnlichkeit entgegengetreten. „Das Wort der Poeten, mein Fräulein? Sie lieben diese Poeten wohl und glauben mit ihnen an die Zukunft, und beten mit ihnen an den Gott, der da geht durch die Geschichte der Menschheit, und dessen Spuren man jetzt bemüht ist zu verwischen?“

„Ich liebe die Poeten der Zukunft, denn ich

kenne sie!“ antwortete die Dame mit unbefangenem, zuversichtlichem Lächeln. „Ich kenne sie, ich liebe sie, wie man entfernte Freunde kennt und liebt. Von Seele zu Seele, von Herzen zu Herzen.“ —

„Und wünschten Sie nicht auch Einen kennen zu lernen von Angesicht zu Angesicht?“ Und des Jünglings Auge brannte bei dieser raschen, fast wild hingeworfenen Frage auf der Stirn der Dame, daß sich dieser der Purpurreif des Blutes wie ein glänzendes Diadem um die Schläfe schlang.

„Wenn ich den Wunsch einmal gehegt hätte — ich glaube, er ist befriedigt,“ antwortete sie und langsam senkte sich der Purpur über die Wangen herab.

„Und wäre er's nicht — er sollte befriedigt werden! Es gab einmal einen Fuß, der stampfte Helden und Riesen aus der Erde. Ich kenne jetzt ein Auge, das zaubert die Poesie aus wilden, zerklüfteten Herzen!“

Und sie sprachen noch lange, bis auch die letzte Polka von dem geduldigen Publikum abgeurtheilt war.

„Es ist aus!“ rief der Jüngling, als man die

letzte Piece nochmals begehrte; „dacht' ich doch nicht, daß ich dem Ende dieses seltsamen Gottesurtheils mit solchem Schmerz entgegensehen würde, als ich daher kam, um meine Seele wieder einmal in Träumen und Visionen voll ungewöhnlicher Aufregung zu baden. Mag man noch so gleichgiltig bleiben bei dem Gegenstand — der Funke überspringt doch von Seele zu Seele. Einmal gab es ein Volk, das weidete sich an Gladiatorenkämpfen Nero's; es war ein kaiserliches Volk — heute gibt es ein anderes Volk, das weidet sich mit demselben Seelenvergnügen an der Grablegung eines Galops. Freilich die Nerone sind ausgestorben —"

„Und die blutigen Spiele haben idyllischen Vergnügungen Platz gemacht!" lächelte die Dame spöttisch, und wurde in diesem Augenblick von einer ältlichen, durch mehrere Sitzreihen von ihr getrennten Frau durch den Ruf: „Angelika!" gemahnt, sich zum Fortgehen anzuschicken.

„Angelika!" rief der Jüngling feurig! „Angelika. „Ich habe nicht zu fragen gewagt und der freundliche Zufall begünstigt mich so königlich! Angelika! Ich erwartete heute keine Musik

hier zu hören, ich meine keine echte Musik, wie der Himmel seine Offenbarungen in solcher spricht — ich habe mich geirrt, ich habe Musik gehört und gefühlt, Musik gelebt, und die göttliche Oper, die divina comoedia nenne ich Angelika!"

Und er wagte es, als sie sich erhob, ihre Hand insgeheim zu fassen, zu drücken — und der leise Druck fand einen sanften Gegendruck als stumme Antwort. Ermuthigt flüsterte der junge Mann: „Angelika — darf ich nie wieder Musik leben?"

„Wenn Sie mir das Opfer bringen wollen, kommen Sie in das nächste Concert, das in diesem Saale abgehalten werden wird. Meine Mama wird mich gewiß wieder hierher führen. Adieu!"

„Ich komme!" rief er. „Leben Sie glücklich bis dahin!"

Und Mutter und Tochter rauschten aus dem Saale, und der junge Mann, ihnen nachdrängend, erblickte noch den Saum von Angelika's Gewande, als diese in eine elegante Equipage stieg, die pfeilschnell fortrollte.

Wenige Wochen waren verflossen. Die junge Welt Prags hatte einen Costümball arrangirt. Es war im Vorfrühling von 1848.

Der junge Mann, den wir von der Musikproduktion her kennen, stand inmitten des in einen alterthümlichen Rittersaal umgewandelten Sophieninselsaales; zu seinen Häupten rauschten die Fahnen, staken die Schwerter zu friedlichen Gruppen geordnet. Aber dieser ganzen verblaßten Vergangenheit schenkte der Mann der Zukunft keinen Blick. Die ganze strahlende Gegenwart, in die wechselnde Farbenpracht eines Kaleidoskops getaucht, rauschte genießend und zum Genusse einladend an dem Einsamen vorüber, ohne beachtet zu werden. Wie stolz auch der edle Ritter Zawisch von Rosenberg daherschritt, wie malerisch Przemisl seine von durchaus nicht orientalischen Parfüms duftende Löwenhaut um die Schultern warf, wie funkelnd auch des persischen Prinzen Diamantenagraffe das Lichtmeer überstrahlte, wie keck sich hier der Pirat blähte, wie hochmüthig der Spanier sich streckte, mit welch gewichtigen Sehermienen eine hohe Norma dort sich bewegte: der einsame Götz von Berlichingen hatte keinen neugierigen und bewundernden Blick für all diese Schönheiten des Festes. Eisern, wie die Schiene seiner Hand, stand er da, und seine

Züge gewannen erst Leben, als eine jugendliche Zigeunerin in das Gewoge sich mischte. Jetzt begann Götz von Berlichingen eine gegen seinen früheren Ernst seltsam genug kontrastirende Rührigkeit zu entwickeln. Seine eiserne Hand beehrte manchen Arglosen, der ihm den Weg vertrat, mit einem nicht allzu sanften Drucke, und gar mancher sah den Inhaber dieser eisernen Rechten murrend nach, wie er sich auf der Jagd nach der Zigeunerin durch das Gedränge Bahn brach.

Die Zigeunerin verschwand im Damentoilettezimmer; Götz, der ritterlichen Galanterie vergessend, welche dieses Heiligthum der Damen zu ehren befiehlt, stürmte ihr nach und da er sich in dem engen Raume, durch einen glücklichen Zufall begünstigt, allein mit ihr sah, warf er sich vor der Zigeunerin, der ersten vielleicht seit der gefeierten Pretiosa, der eine ähnliche Ehre widerfuhr, auf ein Knie nieder, und indem er weich: „Angelika!“ flüsterte, gewann die eiserne Rechte plötzlich Leben und Bewegung, und reichte der überraschten Zigeunerin ein kostbar gebundenes Büchlein hin, das früher unter dem Wamse verborgen gewesen.

„Stehen Sie auf!“ flehte die Zigeunerin, „stehen Sie auf — wenn man Sie so sieht, gibt es einen eklatanten Skandal!“

„Erst, wenn Sie dies von mir genommen haben!“ rief Götz. „Es ist Ihr Eigenthum, es gehört Ihnen! Wie Moses mit dem Stabe den Quell aus dem Felsen herausschlug, so hat Ihr Auge den Bronn der Poesie zum Spielen gebracht in meinem Herzen, daß er jetzt aufschäumt in wilden Kaskaden. Nimm, Angelika, den Tribut eines Geistes, der sich vor dem Deinigen neigt in demüthiger Unterwerfung. Der Frühling hat Knospen angesetzt — Dein ist die erste!“

Und erst als die Zigeunerin seiner eindringlichen Bitte gewillfahrt, erhob sich Berlichingen und schob die etwas verbogene dünnblecherne Hand zurecht, während die Zigeunerin das Büchlein rasch durchblätterte. Mit befriedigtem Selbstgefühl haftete ihr Auge eine geraume Zeit auf dem Titelblatte, auf dem in spitzen, Leipziger Lettern zu lesen war:

„Die Zeit. Ein Gottesgericht. An Angelika!“

„Es ist eine Ahnung der Zukunft, ein Blick in sie, wie er dem Seher zuweilen vergönnt ist

in geweihten Momenten, was ich Dir hier zu Füßen lege, Angelika!“ nahm der Jüngling in beredter Begeisterung wieder das Wort. „Ich habe Alles, was die Welt drückt und niederhält, in einer Traumvision mit der spitzen Gedankenwaffe gestürzt. Die Zeit, die ihr Siegel drücken wird auf den Traum des Poeten, ist nicht fern mehr, Angelika, und weil ich weiß, daß Dein Herz ihr entgegenjubelt, wie das meinige, darum kam ich zu Dir mit meinem Traume, darum hänge ich Dir ihn hier neben Dein lustiges Tanzprogramm, und sage zu Dir, geliebtes Mädchen: Spiele mit dem Dichter wie mit diesem Büchlein!“

„Nein, nein!“ widersprach Angelika lebhaft, „lassen Sie mich's verbergen! würde man es bei mir entdecken, gäbe es Anlaß zu unangenehmen Nachforschungen. Zudem ist das Büchlein zu ernst und zu schön — und zu werth mir, daß ich's daher hinge neben dies leichte Blättchen, ein Spiel den Winden, eine Zielscheibe den Blicken der Löwen!“

„Wohlan, so verbirg es an Deinem Herzen! Pocht doch mein Herzblut dann wild und stürmisch

an das Deine, ein Symbol meines Herzens, das dem Deinigen entgegenstürmt. Du willst fort, Angelika? Dieser kalte Händedruck soll des Dichters einziger Lohn sein? Nein, Angelika, so laß ich Dich nicht" —

Und ehe die Zigeunerin an ernsten Widerstand denken konnte, fühlte sie sich schon kräftig umschlungen; ein heißer Athem streifte ihre erglühende Wange, eine süße, melodische Stimme flüsterte: „Angelika!" und hingerissen von den auf sie einstürmenden Eindrücken, unter dem Einflusse des vom Saale herwehenden betäubenden Sirokkos und der Angst vor einer Ueberraschung bei längerem Zaudern reichte die überwundene Zigeunerin dem stürmischen Ritter die Lippe hin, die jener dreimal wild küßte, dabei aufjauchzend:

„Meine Angelika — nicht wahr?"

Ein bejahender Händedruck war die stumme Antwort — ein vielsagender Blick noch, und der Saal nahm den Götz von Berlichingen und die Zigeunerin wieder auf.

„Mit wem haben Sie da ein Rendezvous gehabt, süßes Cousinchen?" rief eine lustige Stimme neben der Zigeunerin, und wandelte die Röthe

ihres Gesichts in die Blässe des Schreckens, die jedoch alsbald einem gleichgiltigen Lächeln Platz machte, als der Sprecher, der als Matrose gekleidet an die Zigeunerin herantrat und ihr den Arm bot, von dieser unter der Maske herausgefunden wurde.

„Seit wann kümmert sich doch Herr Cousin Mars um meine Rendezvous? Ich habe immer gedacht, die wären ihm so gleichgiltig wie überhaupt Alles, was ich thue.“

„Da hat sich mein Püppchen sehr geirrt! Das Wachtzimmer und der Exercierplatz absorbiren nicht mein ganzes Dichten und Denken, und es bleibt immer noch Muße genug, mich mit Ihnen zu beschäftigen, mein süßes Herzchen. Freilich freut es mich dann nicht sehr, wenn ich, wie zum Beispiel heute, die seltsame Entdeckung mache, daß Sie mit Söhnen Abrahams ganze fünf Minuten lang in vertrauter, einsamer Conversation zubringen!“

Angelika entfärbte sich, in ihrer Brust hämmerte es, und indem sie schwieg, fielen die Blüthen und Blätter alle von dem Baume der Liebe, daß er kahl dastand wie ein beraubter Christbaum.

„Ich kenne den jungen Menschen kaum!“ sagte sie ruhig.

„Ich hoffe es, mein Püppchen! Die Bekanntschaft mit dem Mediziner und jüdischen Literaten Salomon Pinkas wäre eben keine Empfehlung für Ihren Geschmack!“

Wieder sind einige Monate verflossen.

An einem prächtigen Maimorgen war auf der Marienschanze bei Prag die Nationalgarde mit der Studentenlegion in Parade aufgezogen; die technische Kohorte feierte ihre Fahnenweihe. Tausend junge Herzen klopften bang dem verhängnißvollen Momente entgegen, wo die Kohorten durch die abzufeuernden Salven eine Probe ihrer Fertigkeit im Feuerexercitium ablegen sollten, als hinge die Zukunft des Vaterlandes an dem rechtzeitigen Abdrücken der Gewehre. Die Generalität war längs einer Reihe von Equipagen die Kolonnen herabgeritten, die Kohorten rangirten sich zum Defiliren.

An der Spitze eines Zuges von Medizinern, die an ihren schwarzen Kappen kennbar waren, stand ein hoher, schöner Mann, dessen krause schwarze Locken wirr und wild im Maiwind

flatterten. Während er nachlässig mit dem schweren Reitersäbel spielte, ließ er das Auge durch die Reihe der Equipagen schweifen, die eben hinter der Generalität Posto faßten.

Da ertönte das Kommando — von Zug zu Zug ging es brüllend weiter, der Centurio Pinkas mußte in seiner Wagenrevue innehalten und die Bewegungen seines Zuges leiten.

Jetzt ging es vorwärts, die technische Kohorte, der die Ehre des Tages gehörte, mit der neuen, silberschimmernden Fahne voran; darauf die rothen Kappen der Juristen, dann die schwarzen der Mediziner — jetzt passirte der von Pinkas geführte Zug die Revue — Aller Augen waren auf den Stab gerichtet, des Führers Auge musterte scharfen Blickes die Wagen — dort im Hintergrunde stand einer, ihm zur Seite hielt ein Offizier zu Pferd, eben neigte er sich zu der jungen Dame herab, die den Rücksitz des Wagens innehatte. Und diese Dame — Angelika war's!

Centurio Pinkas vergaß das Kommando, alle militärische Ordnung, die bei einer auf seiner Seite unterlaufenden Fahrlässigkeit auf dem Spiele stehende Ehre seines Zuges — sobald dieser an

der Generalität vorbei war, warf er seinen Reiter=säbel in die schwere Scheide, daß es klirrte, und sagte seiner Mannschaft Lebewohl.

Durch die Masse der Zuschauer drängte er sich, bis er den Wagen erreichte. Der Zufall be=günstigte ihn auch diesmal, der Offizier, von einem General, dessen Adjutant er war, herbeigewinkt, lenkte eben von dem Wagen ab, als der Medi=ziner an den Schlag herantrat. Die beiden Herren Offizier und Student, tauschten eben nur noch einen kurzen, abgemessenen Gruß — der Stu=dent begrüßte dann die Dame, die allein im Wagen saß.

„Eine Ewigkeit ist's, daß ich Sie nicht gesehen habe, Angelika! Waren Sie krank, abwesend, daß Sie nirgends erschienen?"

Dem zärtlichen Frager wurde eine kalte, ruhige Antwort.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, mein Herr — wie heißen Sie doch? Mir fehlte nichts! Aber will man nun einmal in dieser schlimmen Zeit einen ruhigen Moment erhaschen, so muß man sich auf den Umgang mit sich selbst, auf die Umgebung der vier Wände beschränken!"

Der Student sah die Dame verblüfft an, als traue er seinen Ohren nicht.

„Eine schlimme Zeit, Angelika? Wie meinen Sie das? Ich glaube doch, Sie haben vor wenig Monden noch dieser Zeit entgegengesehen wie einem Heiland, den Sie empfangen wollen mit schmetternden Jubelfanfaren. Nun ist der Heiland da — Sie wollen ihn doch nicht schon mit dem heulenden Haufen geißeln und kreuzigen?“

„Ich verspüre zwar kein ähnliches jüdisches Gelüste in mir,“ entgegnete die Dame mit ironischem Lächeln, „aber ich gestehe doch, daß ich mich in der mit solchem Aufwande von Sehnsucht herbeigewünschten Zeit arg getäuscht habe. Die Blüthe ist verdorrt unter unserem Griffe — an der sauren Frucht nagt das Heer der Spekulanten. Die schöne, freie, junge Zeit, die wir einst die goldene Zukunft nannten, was ist sie als ein Eigenthum der Juden, die wucherische Zinsen aus dem Kapital zu ziehen suchen? Die Revolten werden von Juden angezettelt, Juden machen Politik, Juden bearbeiten den freien Preßbengel. Blut und Mord beschwören sie herbei, um dann im Stillen fortzuschleichen.“

Der junge Mann stand da zu einer Bildsäule versteinert.

„Sie werden auch ein schlechtes Geschäft gemacht haben mit Ihrer Brochure!“ nahm die Dame wieder das Wort. „Der Sturm kam zu unerwartet plötzlich — man vergaß das Wort über der That, über dem Schwerte den Griffel. Mir thut das sehr leid, wenn ich bedenke, daß ich vielleicht die unwillkürliche Veranlassung gewesen, die Sie bewog, jenes Werk zu veröffentlichen. Damit ich mir darüber keine Vorwürfe zu machen brauche, so bitte ich Sie, den Verlust, den Sie bei der Spekulation erlitten, zu berechnen, Ihr Dichterhonorar dazu zu schlagen und mir die Note einzusenden — Adresse: Angelika. Sie können es poste restante thun, ich werde den Brief abholen lassen und unter der von Ihnen beliebten Adresse mit Ihnen mich ausgleichen.“

Der Student fuhr einen Schritt zurück, eine glühende Röthe senkte sich über das blasse, zuckende Gesicht, die Hand fuhr gegen den Säbel, als vergäße er einen Augenblick, woher die Beleidigung kam. Dann, sich fassend, trat er wieder vor, und

das Auge fest auf die Dame gerichtet, fragte er mit zitternder Stimme:

„Was hat Ihnen das Recht gegeben, Angelika, so zu mir zu sprechen?“

„Ich muß Sie bitten, mein Herr, sich solcher vertraulichen Benennungen zu enthalten, sonst müßte ich fragen: was hat Ihnen das Recht gegeben, also zu mir zu sprechen, also sich mir zu nähern?“

Wieder starrte der Betroffene die Sprecherin sprachlos an.

„Ich entsinne mich einer Scene,“ fuhr diese kalt fort, „in welcher Sie durch Ihr keck zudringliches Benehmen eben nicht die glänzendste Rolle spielten. Datiren Sie vielleicht Ihre Rechte von diesem heroischen Akte? Dann bedaure ich Ihre unschuldige Zuversicht, mein Herr! Doch, ich sehe soeben, daß Ihr Zug sich bewegt —“

Die Dame verneigte sich leicht und legte sich wieder nachlässig im Wagen zurück. Mit einem Blicke noch streifte sie der Beleidigte — ein unheilverkündender Blick war es — dann trat er zurück und suchte mechanisch seinen Zug wieder auf.

Und Angelika triumphirte — sie hatte den

anmaßenden Studenten, den zudringlichen jüdischen Literaten auf eine köstliche Art bestraft.

Wäre Pinkas mit kaltem Blute an die Zergliederung des Benehmens Angelika's gegangen, so würde er auf einen natürlichen Gemüthsprozeß gestoßen sein, der ihm, fern davon, den Anatomen zu erbittern, höchstens ein mitleidiges Achselzucken abgezwungen hätte.

Wer aber hätte in seiner Lage Anatom sein können?

Und dann hätten ihm auch einige bedeutende Momente bekannt sein müssen, Momente, die das Leben der Geliebten in seinen letzten Phasen berührten, und um die er sich, Alles außer seiner Leidenschaft und deren Gegenstand ignorirend, nicht im Mindesten kümmerte.

Er hätte wissen müssen, daß Angelika, obwohl bereits zwanzig Jahre alt, doch in der eben verflossenen Carnevalssaison die ersten Bälle mitgemacht. Bis dahin war sie von der Mama, obwohl sie die letztere um einen Kopf überragte, wie ein Kind behandelt worden. Die Mama, durch eine feine, kleine, zarte Gestalt und ein lang jugendlich erscheinendes Gesicht begünstigt, fand

es für gut, ihre Blüthenjahre so lange fortzuspinnen, als es nur immer anging. Daß das Kind Angelika dabei zu kurz kam, war natürlich. Damit die Mama ein Recht erhielte, ihr Töchterchen, so lang es ihr nur gefällig, für ein Kind zu erklären, dem die Welt mit ihren Reizen und Verführungen noch nicht taugte, wurden dem Mädchen alle möglichen Lehrmeister der Reihe nach gehalten. So lange ein Mädchen lernt, kann es füglich noch für ein Kind gelten. So dachte Mama und stellte Professoren der Aesthetik und Literatur, der Geschichte und Philosophie an, und dachte eben daran, in der Literatur auf das klassische Zeitalter zurückzugehen, als Cousin Heinrich, nachdem er sich nach sechsjährigem Kadettenfegefeuer des Portépées goldenes Vließ erobert, als courfähiges Individuum in den Salon des Großhändlers Freyer trat. Den Neffen Heinrich an die eigene Person zu attachiren: das schien der Frau von Freyer denn doch nicht thunlich; sie erinnerte sich ja noch recht wohl der Zeit, da sie dem kleinen Heinrich Biscuits und Bonbons gereicht; und was das Schlimmste war, Andere erinnerten sich dieser Zeit ebenso lebhaft; kurz,

das Anstandsgefühl, das selbst eroberungssüchtige Damen nie ganz verläßt, trat hier zwischen Mama und Cousin Heinrich und vermittelte Angelika's Auftreten in der Welt.

„Für das Mädchen wird der Heinrich gerade passen!“ kalkulirte die Mama; „er ist ein armer Teufel vom Hause aus, hat nichts als die Zulage, die ihm mein Mann auf meine Verwendung ausgesetzt hat. Wir geben die Kaution, vielleicht noch etwas nebenher, und der Herr Lieutenant wird sich glücklich schätzen, unser Eidam zu werden; wenn ihn auch das Mädchen nicht bezaubert — die Aussicht auf eine glänzende Erbschaft ist um so verführerischer. So werde ich auf leichte und gute Art das Mädchen los und stehe wieder jung da, weil allein — obzwar ich Angelika eben nicht zu fürchten habe!“

Und Mama begann Angelika zuerst in die Musikproben und Concerte zu führen; den letzteren folgten die Bälle. Angelika bezauberte in der That die Männer nicht, und Mama, erfreut über die Bestätigung des Horoskops, das sie ihr gestellt, führte die Tochter nun siegessicher von Ball zu Ball. Immer wurde der Lieutenant als Ca-

valier engagirt, und that er auch anfangs spröde, da ihm die Unterhaltung der Cousine zu überbildet, zu hoch, ihre Nase zu groß, ihre Stirn zu niedrig vorkam, so qualifizirte er sich doch mit dem vorrückenden Fasching zu einem festen, erklärten Courmacher in demselben Grade, als seine Schulden wuchsen. Bezauberte Angelika auch nicht die Männer, die glühenden Tanzrhythmen bezauberten doch sie selbst, und worüber sie mitleidig die Achseln gezuckt, ehe sie es genossen, dem schmiegte sie sich jetzt an mit der Glut der Leidenschaft.

Hinter ihr lag die Zeit der Bücher und Poeten. Wie ein Traum rückten die Stunden immer mehr zurück, in denen sie bis weit über Mitternacht im einsamen Gemache den Lenau und den Freiligrath gelesen, bis die Thräne der Wehmuth in's Auge, die Glut der Begeisterung auf Stirn und Wange trat. Lebte sie jetzt nicht eine herrliche, poetische Wirklichkeit? Ein Fest jagte das andere, eine angenehme Aufregung folgte der andern; der Zweivierteltakt schien ihr lange nicht mehr so abgeschmackt wie ehedem. Dazu kam die merkwürdige Zeit des 1848er Frühlings. Angelika

lebte wie alle jene, die ihre Freiheitsbegeisterung aus Versen geschöpft, in dem süßen Wahne, die neue Zeit ließe sich so leicht zusammenfügen wie ein Sonnett.

Und als nun diese Zeit daherbrauste mit allen ihren Uebergangswehen, in wilder, burschikoser Genialität und Ausgelassenheit, als der Sturm Manchem den Hut vom Kopfe nahm, der ihn fest genug aufgesetzt zu haben glaubte, und ihn forttrug in den reißenden Strom: da sahen diese Leute, die eine studirte Begeisterung im Herzen trugen, einander bedenklich an, schüttelten die Köpfe, schüttelten sie zaghafter immer, je bunter die lustige Zeit aufräumte und während Andere den Frühling priesen, an den Blüthen sich ergötzten, und dem Nachtigallensange lauschten, sahen sie überall Raupen, hörten Unkenruf und Eulengeschrei und witterten zuletzt eine schreckliche Katastrophe, die das Blut würde fließen machen wie Wasser.

Die Besorgnisse vor der nächsten Zukunft bildeten das einzige Tagesgespräch im Freyer'schen Hause. Der Chef sah jeden Morgen mit dem Schlage fünf aus dem Fenster, ob es nicht schon

Barrikaden gebe, Cousin Heinrich lamentirte täglich über die ewige Bereitschaft, schimpfte weidlich auf die Studentenlegion und die Judenpresse, und eine andere Gesellschaft sah das Haus des Kaufmanns zu jener Zeit nicht. Es waren dies die Tage, wo jeder ärmer scheinen wollte, als er war, aus Furcht vor jenen Klassen, deren Devise: „Heilig ist das Eigenthum" Niemand, der ein Eigenthum hatte, so recht traute. Gar manche Equipage wurde damals abgeschafft, mancher Lakai entlassen, mancher Gesellschaftscirkel geschlossen.

War es ein Wunder, daß die Ideen des Hauses sich auch Angelika mittheilten, daß sie zitterte wie die Andern, daß sie endlich dachte und sprach wie die Andern? Ihre Empfindlichkeit war ohnedies aufgereizt durch die flüchtige Liaison mit Pinkas. Die Annäherung des Juden erschien ihr als eine absichtliche, und nahm die Formen eines wohlangelegten Planes an, der sich auf eine jedenfalls eigennützige Spekulation basirte.

Von allem diesem wußte Pinkas nichts. Er sah nur eine zuerst angenommene, geehrte, dann ohne Grund zurückgestoßene, verhöhnte, mit Füßen getretene Liebe. Nachdem er ein halbes Jahr in

dem berauschenden Wahne gelebt, sein Leben verbunden zu haben durch eine zarte, sympathische Kette mit einer in ihrer Art einzigen, ungewöhnlichen Persönlichkeit, stand er auf einmal enttäuscht einer nackten, alltäglichen Erbärmlichkeit gegenüber, von welcher die Purpurlappen erborgten Putzes herabgefallen waren wie Moder und Staub.

Und zu dem Verrathe hatte das Weib noch tödtlichen Hohn gefügt.

Er hatte geliebt wie ein Wahnsinniger und wurde fortgepeitscht wie ein Wahnsinniger.

Tiefer Haß griff Platz in seiner Seele. Wilde Gedanken durchzuckten sein Hirn, aber der tödtlich Gekränkte hatte männliche Ueberwindung genug, den Süßigkeiten augenblicklicher Rache zu entsagen. Die gerade, offene Natur ging zu Grabe in ihm, das Leben hatte sie zu Tode gesteinigt. Berechnende Schlauheit trat an ihre Stelle, und ein raffinirter Racheplan, weit sich hindehnend über Jahre, ein Leben umzirkelnd und langsam ruinirend, trug den Sieg davon über das Gelüste nach augenblicklicher Befriedigung. Wozu ihn Angelika in ihren Gedanken gestempelt, das wurde er jetzt: ein kalter Spekulant, aber ein Spekulant, der statt

Goldbarren die Trümmer einer Existenz im Auge hatte, die jetzt noch blühend ihm gegenüberstand.

Der schwer Beleidigte faßte seinen Entschluß und der Wurm kroch heran an diese blühende Existenz. Er schlängelte seine Wirbel an ihr herauf, ohne daß sie's ahnte. „Sie hat mich wie einen Wahnsinnigen behandelt — ich aber will ihr Herr werden! Sie hat mich dem alltäglichen Tande des Lebens mit kalter Berechnung geopfert — wohlan, der Tand soll ihr werden durch mich und soll sie unglücklich und elend machen. Dieser Bursche von einem Cousin glaubt sie festzuhalten — es ist eine demüthigende Ironie des Schicksals, daß wir uns mit dieser Figur in ein Tournier einlassen sollen. Es lohnt des Lanzenstoßes nicht, der ihn aus dem Sattel werfen soll. Aber was hilft es: es gilt etwas Größeres. Es gilt die Rettung der Ehre. Sie verachtet mich — sie, das einzige Weib, das einzige Geschöpf auf Gottes Erdboden, dem gegenüber ich einen Werth darauf legte, geachtet zu werden. Sie verachtet mich. Sie soll aufhören, mich zu verachten! Ich schwöre es!"

Ein wildes Lächeln strich über das blasse Gesicht, indem Pinkas seinen Gedanken halblauten

Ausdruck gab, dann nahmen seine Züge wieder einen glatten Ausdruck an. Die Stirne lag so sorglos friedlich da, das Auge sah so ruhig drein. Die Kinderschuhe des reinen Gemüthes, das Euch jede Blase, die darin auftaucht, durch den Spiegel der Stirn verräth, waren ausgezogen — wann zeigt Euch der feste, entschlossene Mann die Wetter, die drinnen toben? Er lehnt sich nur auf sich selbst, und Blick und Stirn sind die eines Mannes, der da auch weiß, daß er nur auf sich selbst ruhe.

An des Dichters Thür pochte es, und ein kleiner buckliger Mann trat ein.

Ein echter Jude wars, das braunrothe Haar scheitelte sich über der blüthenweißen Stirn, die wie ein Fels schroff aufwärts stieg, in ihrer Höhe unförmlich kontrastirend gegen die kleine Gestalt des Mannes. Die Nase krumm gebogen, das Barthaar schütter, wie ein Safranfeld hingeworfen über das mit Sommersprossen besäete Gesicht. Das Organ durchdringend, widerwärtig schrillend.

„Nun, hast Du entworfen Dein Programm?“ fragte der Ankömmling, im Eifer der Begierde, sich seiner Frage so rasch als möglich zu ent-

ledigen, ganz vergessend, den weiß befederten Kalabreser abzunehmen.

„Ich werde das Programm nicht mehr brauchen, lieber Bruder!“ lautete die gleichgiltige Antwort. „Du magst es für Dich zuschneiden wie Du eben willst!“

„Was Du da schwatzest! Nicht brauchen?“ fragte der Fremde verwundert, und ein ängstlicher Ausdruck huschte über das häßliche Gesicht. „Und warum nicht brauchen? Hast Du Dich doch nicht lassen beschwatzen von Andern, und wirst Deinem Freunde untreu, der fest auf Dich gerechnet? Sieh doch — was sollte ich armes Doctorchen anfangen ohne Dich? Es ist wahr, ich bin ein alter Politiker — aber Du bist ein Dichter, ein glühender, schwungvoller Redner, und an solchen Feuerspeiern thut's Noth. Kalte besonnene Würdigung — weg damit! Einen Vulkan herbei — eine Krone für einen Vulkan! Du, Brüderchen, bist ein grandioser Vulkan — habe ich Dich an der Seite, so fordere ich die ganze Journalistik Oesterreichs in die Schranken! Vor den Offenbarungen der „Feuerzunge“ soll Alles verstummen, auseinanderstäuben wie Spreu im

Winde. Du schreibst, Du dichtest donnernde und flammende Leitartikel, und ich will Alles in Bewegung setzen, daß man Dich in den Reichstag wählt, mein Gott, was braucht es da mehr, als Dich sprechen zu hören! Der Tausenau führt Dich auf im Club — und parole d'honneur, der alte Knabe soll's bald bereuen, wenn er seinen Ruhm schwinden sehen wird unter dem Einflusse Deines steigenden Gestirnes. Sie werden Dich hören und Dich wählen. Nach Frankfurt — nach Wien — wohin Du willst! Und Du zögerst?"

„Ich zögere nicht! Ich bin entschlossen! Es ist heute Alles ganz anders, als es gestern war. Ihr Leute, die die Welt geschult hat, ihr Larven und Geister ohne Herz begreift das nicht, was eine Stunde machen kann. Für Euch gibt es nur Revolutionen auf der Straße — keine in der Brust!"

„Was Du da sprichst für kurioses Zeug!" schrie der verblüffte Doctor; „bist Du ein Mann, und heulst wie ein verliebter Schuljunge, der sich sein Herz will flicken lassen! Sei gescheidt, setz Dich hin und schreibe das Programm."

„Da hast Du mein Programm!" unterbrach

ihn der Poet ruhig, indem er seinen Reitersäbel zog, und die schwarze Studentenkappe daran spießte, daß sie herunterfuhr bis an den Griff. „Wie ich die Mütze durchsteche, so werfe ich die Poesie von mir, und sage mich los von meinem alten Leben, von der jungen Freiheit, von Allem, was mir hoch und theuer war bis zu dieser Stunde. Von dem Glauben meiner Väter auch — lache nur ungläubig — morgen sollst Du's sehen, morgen sollst Du's glauben. Der Dichter der flammensprühenden „Zeit" geht morgen schon zu der Armada des greisen Radetzky!"

„Hahaha!" lachte der Andere ungläubig auf, „laß doch greifen deinen Puls? Wenn er nicht so ruhig ginge, dächte ich, Du faseltest im Delirio eines hitzigen nervösen Fiebers oder einer Weinflasche. Was Du doch für krause Sachen zusammensprichst — warum willst Du mich foppen? Sei gescheidt" —

„Ich schwöre es Dir, ich bin gescheidt trotz einem Rabbiner — deswegen nehme ich doch keines meiner Worte zurück. Ich wünsche Dir viel Glück zu Deiner Laufbahn und nehme herzlichen Abschied von Dir. Lebe wohl!"

„Ich werde einen Fiaker holen, daß er Dich in den Narrenthurm bringe!“ zischelte der Doctor, der sich allen Ernstes jetzt zur Thür gedrängt sah, boshaft.

„Wie Du willst, Bruder — nur entschuldige mich jetzt, ich habe noch so manchen Gang!“

„Ich werde morgen noch einmal vorsprechen!“ schrie der Doctor, wieder in seine frühere Geschmeidigkeit zurückfallend, da er mit der Bosheit gegen die Energie des Freundes nichts auszurichten glaubte, „ich hoffe Dich dann bei gesundem Verstande zu treffen — aufgelegter das Programm der Feuerzunge zu entwerfen — es ist nur Schade, daß wir einen Tag verlieren — ein Tag gilt Millionen auf revolutionärem Boden — Tausende in der Journalistik — jammerschade — indessen auf Wiedersehn — morgen — will Dir indessen den Gefallen thun und gegen alle Deine Freunde schweigen.“

„Ich bin Dir für diesen letzten Beweis Deiner Freundschaft sehr verbunden!“

Und die Beiden standen auf der Straße — der Eine segelte in's Kaffeehaus, unser Poet aber suchte den nächsten Pfarrer auf.

Und wieder ist eine geraume Zeit verstrichen. An der Gasttafel des blauen Sternes in Prag sitzen zehn lustige Offiziere, und in ihrer Mitte Einer, älter als sie Alle, ernster, schweigsamer als sie Alle.

Sein bleiches Gesicht ist von der italienischen Glutsonne gebräunt. Es ist so glatt rasirt, daß nirgends ein Härchen hervorlugt, das von der Farbe des Barthaares Rechenschaft geben könnte. Den Scheitel bedeckt eine so kunstreich aufgesetzte und frisirte Perrücke, daß auch der aufmerksamste, mit dem Geheimniß jedoch nicht vertraute Beschauer die braunen Haare derselben nicht für falsch erklären dürfte.

Neben dem ernsten Gesellen sitzt ein jüngerer, beweglicher, der das große Wort führt, obwohl einer der Kumpane den andern an Humor und Redseligkeit zu überbieten strebt.

Wir haben den jungen Lieutenant schon einmal gesehen, da er eben an einem heitern Orte seiner Cousine eine niederschlagende Mittheilung machte.

Jetzt wendet er sich mit heiterer Geberde an seinen schweigsamen Nachbar, der ihn bereits

einigemal fixirt hatte. Die Gläser mit frischem Weine füllend, reichte er das seine hin mit den Worten:

„Stoß an, Bruder — auf ein nochmaliges Zusammentreffen mit den sardinischen Blauröcken — wann geht Dein Urlaub aus, Bruder?"

„Wenn sich nichts Unvorhergesehenes ereignet, erst in vierzehn Tagen!" antwortete der Angeredete, nachdem er dem dargereichten Glase kräftig Bescheid gegeben.

„Hat Dich unsere langweilige Stadt angesprochen? Ich glaube kaum! Gegen ein munteres, ab- und zufluthendes Kriegslager gehalten muß sie sich ausnehmen wie eine grabesstille Katakombe. Oder hast Du einen Stern da, der Dir das Grabgewölbe sonnenhell erscheinen läßt? Bist Du einem Liebchen zu Gefallen dahergezogen vom Mincio?"

„Ich darf mich auf diesem Felde keiner so siegreichen Streifzüge rühmen wie mein glücklicher Nachbar, über dessen glänzende Eroberung mich der Ruf schon unterrichtet hat — trotzdem daß ich erst kurze Zeit in Prag bin. Ich gratulire, Herr Bruder!"

„Du meinst die Luise, die Theaterprinzessin?“ fragte der Geschmeichelte unbefangen.

„Eine Luise? Haha, Herr Bruder, das nenne ich ein weites Herz haben! Von der Luise wüßte ich nun eben nichts — ich dachte nur an Fräulein Angelika Freyer.“

„Ach, das ist der traurige Ernst. Die heitere Seite ist die Luise — ein prächtiges, romantisches Geschöpf. Ganz anders als Angelika.“

„Fräulein Angelika scheint Dich also nur nebenher zu beschäftigen — und man sagte mir doch, als ich das Vergnügen hatte, die Dame kennen zu lernen, daß die Partie mit Dir eine abgemachte Sache sei!“

„Leider werde ich vielleicht bald in die traurige Lage kommen, der göttlichen Freiheit auf ewig Lebewohl sagen zu müssen um des leidigen Mammons willen!“

„Du sprichst da sehr leichtfertig, Bruder, von Deiner Auserwählten, und es ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung, daß ich, ein Fremder, den Ritter der Dame spielen muß gegenüber dem Bräutigam. Ich nehme den Handschuh auf, denn ich muß Dir gestehen, daß Deine Dame einen

bedeutenden Eindruck auf mein Herz gemacht hat."

„So?" lachte der junge Lieutenant lustig auf, „ich werde mir das Geständniß merken — vielleicht kommt es einmal dem Ehemann zu Statten!"

„Ich wiederhole es, Bruder, Deine Herrin hat mich so bezaubert, daß ich ein großes Gelüste in mir verspüre, sie Dir abzugewinnen. Die Zeit, dies im Ernste zu thun, ist zu kurz — wie wärs, wenn wir um sie spielten?"

„Du hast absonderliche Einfälle, Bruder!" lachte der jüngere Offizier halb gezwungen.

„Ich spreche im Ernst. Eine Partie Billard — um Deine Herzdame, Bruder!"

„Es geht nicht — die Herzdame zahlt mir meine Schulden!"

„Wenn ich nun Deine Schulden auf mich nehmen würde — auf Heller und Pfennig?"

„Da hättest Du ein artiges Stück Arbeit!" lachte der Andere ungläubig. „Es wird für mich schwer sein aufzuräumen — Dich müßte es vollends echauffiren!"

„Spaß bei Seite! Schlag ein, Bruder! Eine günstigere Gelegenheit, Deine Schulden los zu

werden, ohne die goldene Freiheit zu opfern, wird sich Dir nicht so bald wieder bieten. Ich bin nun einmal im Zuge, und setze Alles daran, bei Deiner Dame, da sie mir nun einmal gefallen hat, freies Terrain zu gewinnen. Hinter Deinem Rücken mag ich aus kameradschaftlichen Rücksichten nicht operiren. Nun wird's?"

Der junge Offizier sah seinen Nachbar lange verwundert an. Dessen ernste Miene brachte ihn endlich auf den Gedanken, es könnte jenem doch Ernst sein mit dem anscheinend humoristischen Vorschlage. Louise, die romantische Louise, hüpfte ihm vor den Augen, süße Träume der halberkauften Freiheit umgaukelten ihn — er konnte diese Freiheit wieder gewinnen, wenn er einschlug — unschlüssig betrachtete er den Nachbar.

„Du überlegst lange," rief dieser, „aber ich habe Geduld."

„Wenn ich wüßte, daß es Dein voller Ernst ist —" äußerte der Andere zögernd.

„Mein voller Ernst, auf Ehrenwort!" sprach der Aeltere mit Nachdruck.

„Und Du versprichst mir über die Geschichte zu schweigen?"

„So lange ich nicht Angelika's Gatte bin!" betheuerte der Versucher, indem er halb ironisch hinzusetzte: „Du könntest ja wieder einmal einer Schuldentilgungskasse bedürfen — ich will Dir Schloß und Riegel nicht verderben."

„So sei es!" rief der Verleitete entschieden, und schlug so energisch in die dargebotene Hand ein, daß die Tischgesellschaft, die das zuletzt halblaut geführte Gespräch der Beiden nicht beachtet hatte, verwundert hinsah.

„Herzdame gegen den Mammon! Es gilt — meine Herrn, Sie sind Zeugen!" rief der ältere Offizier, von der Tafel sich erhebend, laut.

Die Gesellschaft drängte sich verwundert und fragend zu einer Gruppe zusammen.

„Herzdame gegen den Mammon!" wiederholte der ernste Offizier fest. „Ist's gefällig, uns zum Billard zu folgen? Aber" — und hier wandte er sich an den Gegenpart, „ich sage Dir in vorhinein, daß ich ein vortrefflicher Billardspieler bin — ich habe Tage lang gespielt, ohne eine Partie zu verlieren. Gilt es?"

Der Jüngere verneigte sich stumm — man trat an das Billard.

„Eine Kegelpartie?“ fragte der Verführte.

Der Versucher verneigte sich zustimmend.

Fünf Minuten — und der Versucher hatte Angelika gewonnen.

„Der Mammon hat gesiegt!“ sagte der Sieger mit eigenthümlichem Lächeln. „Habe die Güte, mir auf mein Zimmer zu folgen, Bruder — nur in den ersten Stock!“

Der Sieger verneigte sich leicht gegen die Gesellschaft, die hin und herrathend das Geheimniß nicht zu enträthseln vermochte, und verließ den Saal.

Auf seinem Zimmer angelangt öffnete er eine Kassette, und reichte dem Kameraden ein ziemlich umfangreiches Päckchen Papiere.

Kaum hatte dieser einen Blick auf die Blätter geworfen, als er erstaunt rief:

„Um aller Welt willen, sag, wo hast Du dies Alles zusammengescharrt? Beim Vater Radetzky! Quittung um Quittung — ich erkenne sie alle, die liebenswürdigen Handschriften meiner Gläubiger, deren Anzahl jene der orientalischen Märchen, die man tausend und eine Nacht nennt, übersteigt. Sag, wie kommst Du dazu, meine

finanzielle Gebahrung mit so zarter Theilnahme zu verfolgen?"

„Frage Angelika's Augen um das Geheimniß!"

„Prächtige Augen das! Wären manchem bedrängten Lieutenant zu wünschen!"

„Du wirst das Freyer'sche Haus eine Zeit lang vernachlässigen."

„Ich kann nicht umhin, einem in so gewinnender Weise vorgetragenen, so kräftig unterstützten Wunsche nachzukommen!" rief der junge Mann lachend, indem er das ziemlich umfangreiche Packet einsteckte.

„Vielleicht könntest Du mir einige gütige Winke geben, wo ich mich der Dame am besten vorstellen könnte?"

„Wenn Du willst, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Dich selbst einzuführen — von heut über acht Tagen ist der große Wohlthätigkeitsball — Angelika ist dort. Ich werde Dir vorarbeiten, indem ich mich diese acht Tage, ohne eine Entschuldigung vorzubringen, nicht im Hause zeigen will. Auf dem Balle werde ich den Kalten, Zurückhaltenden spielen. Du mußt mir nur

einige biographische Skizzen für die Aufführung zukommen lassen!“

„Gut — von heute über acht Tage im Ballsaale!“

Acht Tage später wurde im Sophieninselsaale für die Armen getanzt. Der zierliche Fuß, der zum Mazur aufhüpfte, webte dem frierenden Kinde ein Hemdchen, jener ernste Menuetpas erwärmte eine kalte Stube, die Eiszapfen an den schlechtschließenden Fenstern mild herunterschmelzend. Der Kotillon, zu dem tausend Füßchen ausschritten, schlang eine elektrische Kette des Wohlthuns um die leidende Menschheit.

Frau von Freyer saß, die Tochter an der Seite, auf dem Divan, der längs der Saalwand hinläuft. Zwei Offiziere traten Arm in Arm an die Damen heran; der Eine von ihnen, der Jüngere, war Cousin Heinrich; er hatte noch die alte Campagneuniform an. Der Andere, ein hoher, schöner, ernst dreinblickender Mann, trug den blendendweißen Waffenrock der italienischen Armee, und auf dem Scharlach des Aufschlages blitzten die Silbersterne. Auf der Brust glänzte die Dekoration der eisernen Krone. Alle Damen,

an denen der stattliche, durch einen so hohen Orden ausgezeichnete Mann vorbeikam, blickten ihn mit Interesse an. Auch Angelika's Auge ruhte jetzt mit seltsamer Ueberraschung prüfend auf seiner Gestalt, auf seinen Zügen.

Der höflichen Verbeugung des Cousins antwortete eine kalte Kopfneigung der Damen, deren ganze Aufmerksamkeit der imposante Nachbar in Anspruch nahm.

„Ich habe die Ehre," nahm der Cousin das Wort, „den Damen meinen intimen Freund vorzustellen, den Lieutenant Ernst Tauer; er ist vor kurzem von der italienischen Armee gekommen, bei welcher er sich, wie Ihnen ein Blick auf seine Brust ohnehin zeigt, glänzend hervorgethan. Um jetzt, wo er von seinen Heldenzügen ausruht, nicht ganz müßig zu leben, hat er beschlossen, meine liebenswürdige Cousine zu attakiren. Wäre ich nicht so fest überzeugt, daß er unter dem Einfluß dieser Sonne weniger Glück haben wird als unter dem der italienischen, so würde ich mich wohl gehütet haben, ihn den Damen vorzustellen. Da ich aber nichts zu fürchten habe" —

„Meinen Sie?" unterbrach Angelika ironisch

den Plauderer, und je kecker und anmaßender der Cousin sprach, desto mehr Interesse regte das ernste Gegenüber bei ihr an. Immer lag aber in dem Blicke, mit welchem sie den Fremden, so oft sie sich von ihm unbeachtet glaubte, streifte, ein noch nicht bewältigtes Mißtrauen.

„Ich halte mich davon überzeugt!“ entgegnete der Cousin lachend, „und zwar in einem so hohen Grade, daß ich meinem Freunde freien Kampfplatz lasse.“

Nach dieser eitlen, selbstgefälligen Aeußerung verneigte sich der Cousin und zog sich zurück.

„Ihr Cousin, mein Fräulein,“ nahm der Fremde jetzt das Wort, und sein Organ klang so tief, daß es den Anschein hatte, als forcire er die Stimme absichtlich, „hat da mit einer Zuversicht gesprochen, daß sich in mir ein Gewissenszweifel regt, ob der Blick, mit dem Sie mich jetzt beehren, nicht einem Andern gehört, ob ich, sonnend mich in ihm, nicht einen Raub begehe an fremdem Gute?“

„Sie können ruhig sein, Herr Lieutenant!“ lachte Angelika. „Ich bin noch Herrin meiner Blicke und meiner selbst. Und ob auch Andere

in dem selbstgefälligen Wahne leben, als ob es nicht so ganz mehr an dem wäre, so schreiben Sie es nur auf Rechnung meiner Gleichgiltigkeit, daß ich Ihnen diesen Glauben nicht benehme!" Angelika's Blick streifte in diesem Augenblick nach einer nicht zu entfernten Saalecke ab, und sie entdeckte in derselben, an einen Pfeiler gelehnt, die Gestalt des Cousins, der sie scharf lorgnettirte. Sie glaubte etwas wie Spott in seiner Miene, in dem halb zusammengekniffenen Auge zu lesen — und sie beschloß glänzende Satisfaktion zu nehmen. Saß doch eine interessante Persönlichkeit, auf die sich hundert Blicke theilnehmend richteten, an ihrer Seite — und der interessante Mann hatte sich an sie herangedrängt, hatte gewünscht ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ich wünsche mir Glück, wenn Sie wahr sprechen!" rief Lieutenant Tauer lebhaft; „aber wir Männer sind nun einmal hartgläubige Köpfe! Was würden Sie sagen, wenn ich um einen Beweis bäte, daß sie wirklich ganz frei, ganz unabhängig dastehen inmitten dieses Saales?"

Die Musikkapelle begann die Introduktion der nächsten Walzerpartie zu spielen; ein schöner,

junger Mann trat an Angelika heran und bat um den versprochenen Tanz.

„Wenn ich jetzt um den Beweis bäte?“ flüsterte Tauer, und ernst ruhte sein Auge auf Angelika, die leise erröthend nochmals nach der Gegend blickte, wo der Cousin beobachtend Posto gefaßt. Dieser hielt sie noch immer fest im Auge.

„Sie verzeihen, mein Herr!“ rief Angelika entschieden dem sie zum Tanze auffordernden jungen Manne zu, „aber ich fühle mich so schwach — es ist mir unmöglich zu tanzen!“

Der Abgewiesene maß mit einem getäuschten, unzufriedenen Blicke die Dame, und ließ dann einen mißtrauischen auf den mit ruhiger, scheinbar gleichgiltiger Miene der Dame zur Linken sitzenden Offizier streifen. Dann entfernte er sich mit einer kurzen Verbeugung.

„Wissen Sie aber auch, mein Fräulein, was Sie da gethan haben?“ fragte Tauer lebhaft. „Sie haben sich für die ganze Nacht um das Vergnügen des Tanzes gebracht — dieser Mann wird Sie mit Argusaugen bewachen — Sie können keinen Fuß mehr rühren!“

„Was thut das?“ fragte Angelika mit einem

Lächeln. „Ich habe Ihnen gezeigt, daß ich frei bin!“

„Und ich danke Ihnen, Fräulein — ich danke Ihnen herzlichst!“ rief der Lieutenant lebhaft, und aus dem Blicke, der sie traf, sprühte ein Feuer, das ihr die Röthe über Stirn und Wangen trieb. „Sie haben mich durch diesen Beweis sehr glücklich gemacht — und ich wollte nur, Sie gewährten mir ebenso willfährig eine andere Bitte, die ich nicht auszusprechen wage.“

In dem fernen Winkel glänzte noch immer Cousin's Lorgnette — Angelika, über und über erröthend, sagte lächelnd:

„Wenn die zweite Bitte ebenso bescheiden klänge wie die erste — wer weiß, ob ich nicht geneigt wäre, sie wieder in Gnaden zu gewähren. Ich bin nun einmal in einer guten Laune.“

„Und wenn die gute Laune schwände, vergäßen Sie auch die Bitte sowie den, der sie gewagt, würden ihm wohl gar zürnen — nein, das wäre zu viel riskirt!“

„Sie sind zu bescheiden!“

„Wirklich, mein Fräulein, glauben Sie das?

Ich habe also Ihr Wort: Sie zürnen mir nicht, um was ich auch immer bäte?"

„Wie gesagt, ich bin in einer sehr gnädigen Stimmung!"

„Nun denn, mein Fräulein, ich bitte: lieben Sie mich ein wenig!" Der Ton der Bitte klang so einschmeichelnd mild, so ganz anders als das, was dieser ernste Mann früher sprach. Und sein Auge ruhte so ausdrucksvoll feurig auf ihr, und dieses Auge war so schön, und die ganze Erscheinung so unbeschreiblich einnehmend!

„Das ist denn doch etwas zu viel verlangt" —

„Gebeten, mein Fräulein, gebeten!" verbesserte der Lieutenant hastig.

„Also gebeten!" wiederholte Angelika geschmeichelt. „Sie werden das selbst zugeben, wenn ich Ihnen offen gestehe, daß ich vor fünf Minuten noch auf dem Punkte stand, Sie zu hassen!"

„Mich zu hassen?" rief Tauer überrascht. „Und wie bin ich einer so großen Gefahr entgangen?"

„Wie? ich weiß es nicht!" sprach Angelika halb leise, als sagte sie es zu sich selbst, und fuhr dann lauter fort: „Auch warum ich Sie hassen

wollte, schwebt mir nur dunkel vor. Aber ich entdeckte in Ihren Zügen, in Ihrer Gestalt eine gewisse Aehnlichkeit mit einem gehaßten, verachteten Manne, der mich einmal tief beleidigt hat!"

„Dann habe ich gerechte Ursache stolz zu sein, wenn es mir gelungen, ein so ungünstiges Vorurtheil zu überwinden. Aber auch auf Genugthuung habe ich gerechten Anspruch, da Sie mich mit einer Ihnen so widerwärtigen Persönlichkeit identifizirten — wenn auch nur für einen Augenblick. Darum komme ich auf meine Bitte zurück: Lieben Sie mich ein wenig. Morgen kann ich diese Bitte nicht mehr an Sie richten — denn ein vom Regimente heute an mich herabgelangtes Schreiben macht meinem Urlaube unerwartet rasch ein Ende. Morgen um diese Zeit habe ich Prag schon lange im Rücken — und von heute über acht Tagen stehe ich vielleicht wieder dem Sardinier gegenüber. Unser Regiment bildet die Avantgarde!"

Angelika's Antlitz entfärbte sich leicht — ihre Wimpern erzitterten leise.

„Die alten Ritter fochten für ihre Ehre und ihre Dame!" fuhr der Lieutenant leidenschaftlich

fort, „wie gern wäre ich ein solcher Ritter! Aber wer macht mich dazu, wenn Sie sich meiner nicht erbarmen?"

Und er faßte die Hand der Dame, und sein glänzendes Auge hielt ihr Gemüth in so festem Banne, daß sie keinen Widerstand versuchte. Er streifte den feinen Handschuh herunter, und die weiße Hand feurig küssend, flüsterte er:

„Du machst mich zum Ritter, Mädchen, Du nimmst meine Bitte gnädig auf, die heiße, meinem siedenden Herzblute entquollene Bitte: Liebe mich ein wenig, Angelika?"

Und Angelika neigte das Haupt, und über und über mit Purpur übergossen, lispelte sie gesenkten Blickes: „Ich will es versuchen!"

„Und ich werde von heute in einem halben Jahre vor Dich treten mit der ernsten Frage: Wie weit hast Du's gebracht in diesem Versuche, Angelika?"

Die Beiden trennten sich, der Lieutenant reiste wenige Stunden später zur Armee ab. Er stand kurze Zeit darauf mit seinem Regimente in der Schlacht bei Novara in jener eisernen Heldenfront, die das ganze sardinische Heer fünf Stunden lang

in Schach hielt, bis die Umgehung desselben von einem detachirten Korps ausgeführt war.

Die Belohnung der persönlichen Tapferkeit und Bravour des Offiziers bestand von Seite des arg gelichteten Regiments in dem Avancement zum Oberlieutenant, von Seite des Marschalls in der Erwähnung seines Namens in der Liste der dem Kaiser zur Dekorirung Anempfohlenen. Drei Monate nach dem Schlachttage wurde Oberlieutenant Tauer vor der Fronte seines Regiments mit den Leopoldordensinsignien geschmückt.

Und das halbe Jahr war noch nicht ganz um, als Oberlieutenant Ritter von Tauer, mit Urlaub in Prag anwesend, Angelika fragte, wie weit sie in dem Versuche vorgeschritten, ihn lieben zu wollen.

Die Antwort läßt sich leicht denken. Die Resolution der Eltern sich zu denken, wird kaum schwerer sein.

Ein Kaufmann, dem ein Leopoldordensritter als Eidam sich anbietet — gibt es ein glücklicheres Geschöpf auf Gottes Erdboden?

An Cousin Heinrich dachte Niemand mehr; wenn Frau von Freyer zuweilen ein mütterlich

freundliches Gefühl beschlich, so ging doch Tantchen nicht weiter, als daß sie ihren Gemahl überredete, eine Schuldensektion ihres Neffen zu tilgen, welchem Andringen allemal mit der Bemerkung willfahrt wurde, es geschehe unwiderruflich zum allerletzten Male. Der Heirathsplan war verblichen über den Sternen des einnehmenden Offiziers von der italienischen Armee. Und da Angelika immer so bedeutungsvoll lächelte, so oft Mama von dem schönen Manne mit dem glänzenden Ordensbande zu sprechen begann, so schloß die schlaue Frau alsbald auf etwas, was junge Mädchen fremdem Blicke und fremder Kritik nicht so leicht preisgeben, und wäre es auch der Blick und die Kritik einer Mutter. Und Mama, zufrieden damit, daß Angelika kein sonderliches Verlangen zeigte, in der Welt an ihrer welkenden Seite zu erscheinen, ließ die Sache ihren Lauf gehen und neigte sich geschmeichelt vor der doppelten Ordenskette, als der Oberlieutenant und Ritter um die Hand des Fräuleins bat.

Mit der Hälfte des Juli war der ökonomische Theil der Partie geordnet. Die hofkriegsräthliche Bewilligung war da. Der letzte Tag des herr-

lichsten, üppigsten aller Monate sah eine glänzende Hochzeit — Alles athmete Wonne und Glück. Papa Freyer rieb sich ein über das andere Mal zufrieden die Hände, so oft sein entzücktes Auge auf die Dekorationen des Schwiegersohnes fiel. Mama träumte von einer neuen Jugend, deren Morgenröthe hereingebrochen. Angelika schmiegte sich mit bräutlicher Zärtlichkeit an den Arm ihres Gatten und hatte keinen Blick für Cousin Heinrich der in einer Saalecke, in Subtraktionen vertieft, berechnete, wie hoch ungefähr sein Passivstand gegenwärtig sei, nachdem des Onkels Güte eine neue Sektion beseitigt.

Fern rauschte die Tanzmusik — in das Brautgemach traten Angelika und Ernst.

Er schloß die Thür hinter sich zu und legte dann seinen Arm aus dem ihren.

Mit höflicher Geberde wies er der vom Glück Berauschten einen Sitz — dann trat er vor sie hin mit verschränkten Armen.

Verwundert blickte sie auf zu ihm — im unheimlichen Feuer glühte sein Auge.

Es fröstelte die Glühende. Ueber den warmen, gerötheten Nacken strich ein kalter Schauer.

„Angelika!“ begann der Gatte, und seine Stimme hatte einen volleren, helleren Ton als jene, mit der er bisher zu ihr gesprochen.

Es war, als erzitterte sie bei dem Klange dieser Stimme.

„Angelika, erinnerst Du Dich noch eines jüdischen Studenten, eines wilden Poeten, der Dir seine glühende Liebe zu Füßen legte — Du hobst sie auf, jedoch nur, um sie bald darauf ohne Grund und Ursache ihm zerschellt vor die Füße zu werfen. Angelika, erinnerst Du Dich noch jenes Mannes — wo nicht, sieh mich an!“

Er hob die Platte von seiner Stirn, die edlen Formen seines Hauptes traten unverhüllt hervor, ein dünner, glänzend schwarzer Haarwuchs keimte auf dem noch vor kurzem glattgeschorenen Kopfe.

Angelika, aus all ihren Himmeln geworfen, mehr todt als lebendig, wagte es endlich, den Blick zu richten auf den furchtbaren Mann — und das Antlitz in die Hände verbergend sank sie mit einem wilden Schrei auf die Lehne ihres Sitzes zurück.

„Du erzitterst, Angelika? Was hättest Du

für eine Ursache zurückzubeben vor mir, wenn Dein Gewissen rein, rein Dein Herz, fleckenlos Deine Vergangenheit wäre! Siehst Du, Weib, Du sprichst Dir Dein Urtheil selbst. Dein Urtheil aber lautet: Elend und Verachtung! Ja Elend und Verachtung!"

Die Unglückliche stöhnte tief auf.

„Du hast den Juden mit Füßen getreten — und nach einer kleinen Zeit ist der Jude gekommen, und der Jude tritt Dich mit Füßen; aus Bosheit und Verstocktheit des Herzens nicht, wie Du es thatest — nein, nur der Vergeltung, der heiligen Gerechtigkeit wegen. Du willst vielleicht Zeter schreien und klagen, Du seist betrogen. Ich habe Dich nicht betrogen; Du weißt es recht wohl, daß ich der bin, für den Du mich genommen, als welchem Du mir Deine Hand gereicht mit Wonne und Seelenjubel. Ich bin der Oberlieutenant Tauer — aber ich bin auch der Jude Salomon Pinkas. Und indem Du diese glänzenden Ordensbänder, indem Du diese goldenen Epauletten, dieses schimmernde, verlockende Portépée heiratheteſt, wurdest Du die Sklavin des Juden Salomon Pinkas!"

Ein neues Stöhnen der halb Ohnmächtigen bezeichnete die kurze Unterbrechung.

„Ja, Du bist die Sklavin des verhöhnten Juden. Der Jude ist Dein Herr — ich frage Dich, Angelika, erkennst Du Gottes Gericht?"

Ein wildes Schluchzen ertönte als Antwort; zwischen den Fingern, mit denen sie das todtenblasse Antlitz bedeckte, drangen große, schwere Tropfen hervor.

Die Thränen rührten den Mann nicht, mit eiserner Ruhe fragte er:

„Was würdest Du an meiner Stelle thun, Angelika? Bringe einmal Deinem Stolze das Opfer, denke Dich als verachteter Jude — was würdest Du thun?"

Ein heftiger Kampf brauste auf in dem Herzen der Betrogenen. Die Liebe rang mit der unerhörten Demüthigung, die dem Weibe widerfahren, die Nothwendigkeit, sich in die Lage zu fügen, entschied vielleicht — das betrogene Weib warf sich dem Gatten zu Füßen, und die gefalteten Hände ihm entgegenstreckend, rief sie schluchzend:

„Ich würde Verzeihung üben!"

Er sah sie einen Augenblick starr an, dann trat er einen Schritt zurück und sagte:

„Verzeihung? Wenn ich Dich haßte, könnte ich verzeihen. Aber ich verachte Dich — steh' auf, Weib, und erniedrige Dich nicht mehr!"

Angelika sprang mit einem wilden Schrei auf und wollte auf die Thür zustürzen.

„Bleib!" sagte der Gatte ruhig! „Was willst Du thun? Deine Schmach der Welt predigen? Den Hohn und Spott der Welt herabbeschwören über Dein Haupt? Hast Du nicht daran genug, daß Du elend bist, verächtlich Dir selbst? Sei klug wie eine Schlange, wenn Du nicht unschuldig sein kannst wie eine Taube. Verbirg Dein elendes Schicksal vor der Welt — sieh, diese Gnade erweise ich Dir, daß ich Dich darin unterstützen will, denn ich habe Mitleid mit Dir. Was hast Du doch gewollt, als Du die Steine warfst gegen mein Herz? Ein glänzendes beneidetes Geschick, Glück und Ehre vor der Welt. Du hast es erreicht. Daß es sich unter Deiner Hand zum Elend Dir gewandt, wer kann dafür als Du selbst? Du bist die Gattin eines Offiziers, eines adeligen Offiziers. Gattin oder Wittwe; was

liegt daran? Ich biete Dir die Hand, Dich zur Wittwe zu machen. Nicht als ob ich in der Brautnacht eine romantische Tragödie aufführen und mich erdolchen wollte. Ich sterbe vor der Welt, ich sterbe der Welt, ich sterbe der Rache und Dir, um wieder nur mir zu leben, mir, der Menschheit, der Kunst und der Wissenschaft!"

Er reichte ihr ein Papier, darauf Folgendes stand:

„Verzeihen Sie mir, theuerste Schwiegereltern, daß ich mich so plötzlich dem glücklichen Vereine entreiße, in den ich kaum eingetreten. Aber es duldet mich nicht im Schooße des Glückes, in den Armen eines friedlich glücklichen, blühenden Lebens, so lang die Wetter, die den Thron meines verehrten Kaisers bedrohen, nicht alle gebannt sind. Es drängt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, Theil zu nehmen an den großen und entscheidenden Ereignissen, die sich in Ungarn vorbereiten — nach der Theiß zieht es mich herab, als ob ihre Wogen schwanger gingen mit Syrenensange — nochmals bitte ich, verzeihen Sie mir! Sobald der große Kampf geendet, kehre ich jubelnd in Ihre Mitte zurück, von Ihrer Lippe

das Wort der Verzeihung zu küssen. Bis dahin Gott befohlen!"

Da sie keine Miene machte, das Papier aus seiner Hand entgegenzunehmen, las er ihr den Inhalt mit ruhiger Stimme vor und setzte dann hinzu:

„Ich gehe nach Ungarn. Was ist natürlicher, als daß ich da verschwinde. Ihre Familie wird einige Monate untröstlich sein — Sie selbst werden es scheinen — man wird Alles aufbieten, Nachrichten über den Verschollenen zu erhalten, und in drei Monaten sich gewöhnen, Sie als Wittwe zu behandeln. Die Säle mit ihren Reizen werden sich der getrösteten Wittwe wieder öffnen, das Leben wird Ihnen wieder seine köstlichen, duftenden Hesperidenäpfel reichen — leben Sie! genießen Sie! Aber vergessen Sie den Cerberus nie! Vergessen Sie nie, daß ich Ihr Herr bin, daß Sie die Gattin, die Sklavin des Juden Salomon Pinkas sind!" Und indem seine Stimme anschwoll zu drohendem Klange, fuhr er fort: „Wenn Sie das einmal vergessen sollten, Madame, wenn Sie einmal das Gelüste faßte zu handeln, wie eine Freie: dann würde der Jude plötzlich vor Ihnen

auftauchen und Angesichts der Welt an seine Rechte Sie erinnern!"

Er verneigte sich höflich und sagte milder:

„Ich werde in dem Gewühle unbemerkt verschwinden — hier ist der Brief! Fassen Sie sich, bereiten Sie sich auf die Rolle vor, die Sie in fünf Minuten mit Virtuosität spielen müssen. In fünf Minuten wird man mich vermissen. Fünf Minuten — eine kurze Frist zur Probe, aber immerhin genug für eine geniale Schauspielerin! Leben Sie glücklich, Angelika — es ist des Juden letzter Wunsch!"

* *
*

Wieder ist ein Jahr verflossen.

Ein starker Wind streicht über den aufknirschenden Schnee. Aus der Flur des Prager Universitätsgebäudes tritt ein hoher, schöner Mann. Das glänzend schwarze Haar fällt in krausen Locken rückwärts herab und streift den Marmor der Stirn.

In den schwarzen Bart, den das bleiche von der Bekanntschaft mit der Studierlampe zeigende Gesicht dicht überwuchert, hat der strenge Frost seine bleichen Blumenhieroglyphen gezeichnet.

Das glühende schwarze Auge verbirgt sich hinter viereckigen Augengläsern.

Der Mann, in einen einfachen blauen Waffenrock gekleidet, den deutschen Hut leicht auf die Wellenlinien der Locken gestülpt, hält unter dem Arme ein Buch.

In dem Augenblick, da er aus dem Karolin heraustreten will, hüpft ein kleines, mit einem artigen Buckel ausgestattetes Männchen an ihm vorüber.

Haar und Bart brandroth, die Nase kolossal, die Stirn aufstrebend wie ein Gigant.

„Doctor!" ruft der junge Mann hinter dem Buckligen her.

Dieser wendet sich erstaunt und erkennt einen alten Freund.

„Kommst Du aus dem Bedlam oder aus Amerika? Was ich schaue! Hilf Gott!" schreit der Bucklige, dem Freund die Hand reichend. „Ich bin nicht so glücklich, einen dieser beiden Orte zu kennen. Ich komme nur aus Radetzky's Feldlager, wo ich feldärztlicher Gehilfe gewesen — in drei Monaten rigorosire — in sechs Monaten promovire ich — Du bist geladen, Doctor! So

viel von meiner Lebensgeschichte — jetzt etwas von der Deinen!“

„Ich habe mich kaum von dem fatalen Kremsier und der Reichstagskampagne erholt!“

„Du warst also Deputirter? Und die Feuerzunge?“

„Ach die Feuerzunge, Bruder, die Feuerzunge ist zu Wasser geworden! Das vergesse ich Dir nie! Aber es wäre mit der Feuerzunge auch so gekommen! Und wenn ich's recht bedenke, Du wärst vielleicht erschossen worden wie so mancher Andere! Ich habe die Demokratie auch aufgehängt — an den Nagel! Wer sollte auch auf die nächsten Diäten warten! Das praktische Leben macht seine Rechte geltend — ich praktizire als Richteramtskandidat! Besuche mich—Adieu indessen, lieber Pinkas — der Rath wird warten — ich eile!“

„Also Richteramtskandidat!“ murmelte der junge Mann lächelnd, indem er allein weiter ausschritt. „Ist das der ganze Extract der großen Zeit? Mir scheint, ich habe nicht viel verloren drunten beim wackern Radetzky.“

Wie er so in Gedanken hinging, überhörte er fast den Ruf eines Kutschers

Endlich, da ihm die Peitsche vor den Augen knallte, trat er unwillig aufschauend bei Seite, sein Blick traf eine ihm wohlbekannte junge Dame, die in der offenen Equipage saß.

Und die Dame erkannte den schwarzlockigen Mann auch, die Rosen, welche die Kälte auf ihre Wangen gezaubert, erbleichten, die Augen schlossen sich und fester hüllte sie sich in ihren Sammt, während die Equipage an dem Manne vorbeirollte, an den sie für die Zeit ihres Lebens gebunden war, ohne je wieder ein Wort mit ihm zu tauschen.

*　　*
*

Das war die Geschichte von dem Judendoctor in Wimpen.

Er hatte darauf rigorosirt und promovirt und die Stelle eines Landarztes in Wimpen angenommen, wo er sich bald eine ausgedehnte Praxis und einen guten Ruf als Arzt erwarb.

Er lebte eingezogen und einfach und schien mit dem Gelde zu geizen. Obwohl er nicht unbedeutende Einnahmen hatte, so gab er doch nicht mehr aus, als er unumgänglich zum Leben brauchte. Daß er sparte, um einem reichen Ver-

wandten nach und nach die ziemlich große Summe zurückzuzahlen, welche ihm dieser vor Jahren geborgt hatte, um ihn in den Stand zu setzen, die Wechsel des Lieutenants Heinrich aufzukaufen — das wußte freilich Niemand in der Gegend, in welcher der Judendoctor seit nahezu zehn Jahren ansässig war.

Schluß des dritten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

